





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Alptraum-Schädel

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Alptraum-Schädel

John Sinclair Nr. 539

von Jason Dark

erschienen am 01.11.1988

Titelbild von B. Larkin

Sinclair Crew

Der Alptraum-Schädel

Als sie ihn stellten, da brachten sie ihn zu einem Henker, der ihn köpfte. Sie nahmen seinen Körper und verbrannten ihn unter den Augen zahlreicher Zeugen.

Und seinen Kopf begruben sie tief in der Erde, wo es noch die alten Felsenhöhlen gab.

Damit war für die Templer die Sache erledigt.

Doch auch Männer wie Hector de Valois können sich irren. Jahrhunderte später sollte dieser Irrtum grausame Folgen haben…

»Kannst du die Teller wirklich tragen, Mutter?«
Die alte Frau blieb stehen und schaute ihren Sohn an, der stark schwitzte, weil sein Lokal überfüllt war und die Familie arbeiten mußte wie selten.
»Natürlich. Ich bin längst nicht so schwach, wie du annimmst. Wie viele willst du haben?«
»Dreißig.«
Die alte Frau nickte. »Sie sind schon durchgespült. Keine Sorge. Mit der neuen Maschine läuft alles besser.«
»Du bist die beste Frau, die ich kenne, Mutter!« Pablo nahm sie in den Arm, die Zeit ließ er sich.
»Laß das nicht deine Frau hören, sonst schneidet sie dir die Ohren ab. Sie heißt nicht ohne Grund Carmen, und sie ist noch wilder als die aus der Oper.«
»Auf dich ist sie nicht eifersüchtig.«
Rosa Grenada stieß ihren Sohn von sich. »Du hast zu arbeiten, ich habe zu arbeiten. Deine Gäste warten.«
»Ja, Mutter!« Er hauchte ihr noch einen Kuß auf die Wange und ging, um den Getränkekellner zu spielen.
Die Küche war Rosa Grenadas Reich. Hier herrschte sie unangefochten. Niemand redete ihr hinein, sie bestimmte, was am Mittag und am Abend auf der Speisekarte stand, und sie war es auch, die kochte. Eine Hilfe hatte sie bisher abgelehnt.
Die Küche lag in einem Anbau. Vom Lokal mußte Rosa einen schmalen Gang durchqueren und eine Tür aufschieben, die sich an der linken Seite befand. Pablo Grenada hatte den Anbau sehr großzügig gehalten. Seine Mutter sollte in der Küche so viel Bewegungsfreiheit haben wie eben möglich. Der Boden war mit blaßrosa Steinplatten ausgelegt worden. Ein großer Gasherd und ein kleiner Elektroofen standen bereit. Am liebsten kochte Rosa auf dem Gasherd. Das Feuer war gleichmäßiger, meinte sie, da brannte auch nichts so leicht an.
Regale mit Geschirr standen an den Wänden. Ein Schrank mit Vorräten war ebenfalls vorhanden. Daneben befand sich eine schmale Tür, die zu einer Kühlkammer führte, wo auch die gut gefüllten Eisschränke ihre Plätze gefunden hatten.
Der große, viereckige Holztisch in der Küchenmitte stammte von einem alten Bauernhof. So ein stabiles Möbel wurde heutzutage nicht mehr hergestellt. Der Tisch sollte auch mehr als 100 Jahre alt sein. Durch das Fenster konnte sie auf die Sierra de Cordoba, ein Gebirge, schauen. An diesem Tag war es ziemlich heiß, die Grate verschwammen in der flimmernden Luft.
Kein ungewöhnlicher Tag, abgesehen von dem Betrieb, der in der Bodega herrschte und ein gutes Geschäft versprach. Dennoch sollte es ein Tag werden, den die Familie Grenada nie vergessen würde.

Ein Tag, der eine Kette schrecklicher und mysteriöser Ereignisse einleitete.

Noch tat sich nichts…

»Dreißig Teller«, murmelte Rosa, »als ob ich eine alte Frau wäre. Der Junge hat Nerven.«

Jung war Rosa nicht mehr. Sie zählte 69 Lenze, in einigen Wochen hatte sie Geburtstag, aber sie gehörte noch längst nicht zum alten Eisen.

Auf dem Gasherd kochte eine Suppe. Sie war schon für den Abend vorgesehen, wo sich eine neue Gesellschaft angesagt hatte.

Es waren befreundete Ehepaare aus Cordoba, die einmal im Monat zum Essen kamen. Sie machten aus den Stunden jeweils ein Fest und luden die Grenadas mit ein.

Die Suppe bestand aus viel Gemüse, Fleisch und Fisch. Natürlich entsprechend gewürzt, das gab Durst. Rosa verwendete nur Naturgewürze; sie wußte genau, daß vieles andere schädlich war.

Sie stellte sich an den Herd und rührte um. Mit immer gleichmäßigen Bewegungen schaufelte sie Gemüse, Fleisch und Fisch durcheinander, probierte, verzog die dünnen Lippen und legte die Stirn in Falten. Es fehlte noch etwas.

Ihre Blicke überflogen das Gewürzbrett, bis sie das Glas mit den roten Pfefferschoten entdeckt hatte.

Genau die hatte sie gesucht. Sie zog den Korken ab und nahm drei der roten Schoten heraus. Wenn deren Schalen aufgekocht waren, hatte die Suppe genau die richtige Würze bekommen.

Rosa war zufrieden. Endlich konnte sie sich um die bestellten Teller kümmern.

Zehn holte sie aus dem Regal hervor, türmte sie auf ihrem angewinkelten linken Arm auf und trug sie in den Gastraum, wo Pablo seiner Mutter die Last abnahm.

»Ich komme noch zweimal.«

»Gut. Wie ist die Suppe?«

»Perfekt, mein Sohn.«

»Danke.«

Als Rosa Grenada die Küche wieder betrat, hatte der Raum einen neuen Gast bekommen. Auf einem der beiden Stühle saß Fernando, neun Jahre alt, schwarzgelockt, mit einem T-Shirt und einer schmutzigen Jeans bekleidet und einen Holzknüppel in der Hand.

»Wo kommst du denn her?« fragte Rosa ihren Enkel.

»Von draußen.«

»Das kann ich mir denken. Und?«

Fernando sprang vom Stuhl. »Es war gut, Oma, es war einfach super, weißt du?«

»Was war super?«

»Der Kampf. Wir, die Löwen, haben es den Tigern aber gezeigt. Darauf kannst du dich verlassen. Du weißt doch, daß wir aus dem Unterdorf eine Bande gebildet haben, und die aus dem Oberdorf…«

»Ja, leider. Daß ihr euch aber immer prügeln müßt.« Sie nahm die nächsten zehn Teller aus dem Regal.

»Aber Oma. Hat mein Vater das früher nicht auch gemacht?«

Sie mußte lachen und strich kurz über sein Haar. »Si, si, du kommst ganz auf deinen Vater.«

»Wußte ich doch.«

»Und jetzt?«

»Bleibe ich erst einmal hier.«

Rosa stellte den letzten Teller auf den kleinen Turm. »Mußt du dich etwa verstecken?«

Ihr Enkel zog die Nase kraus. »Es ist wohl besser, wenn ich mal für eine Weile bei dir bleibe.«

»Gut, dann ruhe dich aus.«

»Soll ich dir nicht helfen?«

»Nein, nicht. Die Teller sind zu schwer für dich. Und Scherben möchte ich nicht haben.«

»Du traust mir auch nichts zu, Oma.«

»Später kannst du helfen, Junge.« Sie verließ den Raum und gab die Teller im Lokal ab. Als sie die Küche wieder betrat, stand Fernando am Fenster und schielte nach draußen.

»Gibt es da etwas Besonderes zu sehen?«

Der Neunjährige rieb seine Hände.

»Und ob. Sie suchen mich. Die aus der Oberstadt ahnen wohl, wo ich stecken könnte, aber sie trauen sich nicht in die Küche. Die Tiger haben Angst. Wenn sie mich gefangennehmen, ist das schlecht.«

»Manchmal ist Feigheit besser, nicht?«

»Oma!« Fernando rief das Wort entrüstet. »Ich bin doch nicht feige. Jemand hat mal gesagt, so etwas wäre Taktik.«

»Was ist denn Taktik?«

»Keine Ahnung, im Moment gefällt sie mir gut.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Noch einmal stapelte sie die Teller zu einem Turm und verließ die Küche zum dritten Mal. Jetzt hatte sie die Anzahl geschafft.

»So, erledigt«, sagte sie zu ihrem Sohn, der Bier zapfte.

»Danke, Mutter.«

»Ist sonst noch etwas?«

»Nein, du kannst dich hinlegen. Heute abend…«

»Junge, ich bin nicht müde. Ich werde in der Küche noch aufräumen und mir dann ein Glas Wein genehmigen. Außerdem habe ich noch Käse gefunden, der gegessen werden muß.«

»Ja, Mutter, tu das.«

Rosa ging wieder zurück. Sie hatte die Küchentür noch nicht erreicht, als das Ereignis eintrat, das die Zukunft der Familie vollends auf den Kopf stellen sollte.

Es begann mit einem Schrei.

Spitz und schrill, aus einem Kindermund stammend.

So schnell wie möglich lief Rosa in die Küche. Sie dachte an ihren Enkel, dem etwas Schreckliches widerfahren sein mußte.

Der Junge stand neben dem Stuhl in einer abwehrend wirkenden Haltung. Mit dem Zeigefinger deutete er auf eine steinerne Bodenplatte. In diesem Quadrat zeichnete sich gerade ein Gesicht ab!

***

»Hör auf, Fernando, hör auf zu schreien – bitte!« Rosa Grenada konnte das Geräusch nicht mehr hören. Sie hatte mit harter, aber tonloser Stimme gesprochen, und der Junge nickte.

Er schloß den Mund, sein Gesicht war blaß geworden. Langsam, als hätte man einen Mechanismus bei ihm in Bewegung gesetzt, schritt er rückwärts und setzte sich auf einen Stuhl. Dort blieb er hocken, den Blick schräg in die Tiefe gerichtet, als würde er von dem Gesicht magnetisch angezogen.

Rosa Grenada starrte das Gesicht ebenfalls an. Sie hatte keine Ahnung, woher es stammte.

Die alte Frau wußte selbst nicht, was sie noch glauben sollte. Jedenfalls zeigte sich in der Fliese das Gesicht eines Mannes. Der traurige Ausdruck lag auf den Zügen wie ein Schleier. Er war zwar nicht direkt zu sehen, man konnte ihn spüren. Dazu trug auch der halb geöffnete Mund mit bei. Wenn es je das Beispiel eines stummen Schreis gegeben hatte, dann traf es hier voll zu.

Ein Mund, der Entsetzen ausdrücken wollte und Augen, die starr und dennoch voller Traurigkeit waren.

Sie lagen innerhalb der teigigen Haut wie Tropfen, die jeden Moment auslaufen wollten. Das Haar konnte Rosa nur in Ansätzen erkennen, weil sie direkt gegen die Züge schaute und das Quadrat eigentlich nur von diesem Gesicht wahrgenommen wurde.

Es war ein Gespenst, eine Einbildung, das Abziehbild eines Geistes oder die Botschaft eines Märtyrers.

Rosa war überfragt. Allerdings wußte sie, daß sie die Verantwortung hier in der Küche trug. In einem ersten Impuls hatte sie den Raum verlassen und in die Bodega laufen wollen. Dann hatte sie sich gefangen, außerdem mußte der Betrieb weiterlaufen. Ereignisse wie diese vertrieben nur die Gäste. Rosa kannte die Menschen.

Sie kamen sehr schnell, wollten eine gewohnte Umgebung haben, aber wehe, es veränderte sich etwas zum Negativen hin. Dann waren sie ebenso schnell wieder weg.

Das andere Problem hieß Fernando.

Der Junge hatte das Gesicht gesehen. Wie Rosa ihn kannte, würde er den Anblick nie vergessen. Er würde bestimmt reden, es seinen Freunden und Spielgefährten weitererzählen, und das wollte die Frau auf keinen Fall. Sie mußte den Jungen »impfen«, und sie war zudem fest davon überzeugt, daß sie es auch schaffen konnte, da sie den Kleinen praktisch erzogen hatte, dementsprechend groß war auch ihr Einfluß.

Der Junge saß auf dem Stuhl und starrte ins Leere. Er sagte kein Wort, schrak aber zusammen, als sich seine Großmutter bewegte und vorsichtig über das Gesicht hinwegstieg, als hätte sie Angst, es durch eine Berührung ihres Fußes zu zerstören.

Vor ihm blieb sie stehen. Beide schauten sich an. Rosa schaffte sogar ein Lächeln.

»Ist… ist es böse, Großmutter?«

»Nein, mein Junge. Es ist nicht böse, glaube es mir. Du mußt nur genau tun, was ich dir sage. Wirst du das?«

Er nickte.

»Hör zu, mein Kleiner.« Sie bückte sich etwas, um den Enkel direkt anschauen zu können. »Was wir hier gesehen haben, ist nicht normal. Vielleicht liegt es an der großen Hitze, ich weiß es nicht genau. Aber ich möchte dich bitten, mit keinem Menschen darüber zu reden. Hast du gehört? Mit keinem Menschen!«

»Ja, Großmutter!«

»Auch nicht mit deinen Freunden, den Löwen oder den Tigern. Hast du gehört?«

Er nickte.

»Deshalb wird es am besten sein, wenn du nach oben auf dein Zimmer gehst. Du legst dich hin und versuchst, das hier zu vergessen. Es kann ein Zeichen des Guten für uns sein, verstehst du?«

»Nein.«

»Vielleicht gehört das Gesicht einem Heiligen. Wir sind eine gute Familie, Fernando, wir müssen zusammenhalten. Wenn das geschieht, wird man uns nichts tun.«

»Si, Großmutter.«

Rosa richtete sich wieder auf und streckte ihrem Enkel die Hand entgegen. Er nahm sie. Seine war schweißfeucht und zitterte etwas.

Die Frau führte den Jungen um das Gesicht herum. Fernando warf noch einmal einen scheuen Blick auf die traurigen Züge und bekam eine Gänsehaut, die auch dann nicht verschwunden war, als er in der ersten Etage die Tür zu seinem Zimmer öffnete.

»Hier bleibst du jetzt, bis wir dir Bescheid geben.«

»Wenn meine Freunde…«

»Dann sage ich ihnen, daß es dir schlecht geworden ist. Abgemacht?«

»Ja, Großmutter.« Er streckte noch einmal die Arme aus, und Rosa wußte, was er wollte.

Sie drückte ihren Enkel, hielt ihn fest, der die körperliche Berührung jetzt brauchte. »Morgen«, sagte sie, »morgen ist alles vorbei, mein kleiner Schatz.«

»Du machst es, nicht?«

»So ist es.«

Sie ließ ihn allein und ging die Treppe hinab. Das Holz roch noch nach der frischen Beize. So sorglos und überlegen, wie sie sich ihrem Enkel gegenüber gezeigt hatte, war sie natürlich nicht. Rosa quälten Gedanken und Sorgen. Sie gehörte zu der Generation, die noch an Dinge glaubten über die andere lachten.

Das Gesicht war ein Spuk, eine Geistererscheinung, und sie ging davon aus, daß es nicht grundlos erschienen war. Etwas mußte in Bewegung geraten sein, daß sich lange Zeit ruhig verhalten hatte.

Aber was war es?

Vor der Küchentür zögerte sie. Die Frau hoffte, daß sie das Gesicht nicht mehr zu sehen brauchte, sie irrte sich. Als sie die Tür aufstieß, sah sie es nach wie vor in der Fliese.

Aus dem Schankraum hörte sie die lauten Stimmen der dort sitzenden Gäste. Man sprach dem Wein kräftig zu und freute sich des Lebens, ohne zu ahnen, was sich nur ein paar Meter entfernt abspielte.

Rosa ging dorthin, wo sie den Eimer und Wischer stehen hatte.

Direkt neben dem großen Waschbecken standen die beiden Dinge.

Sie hoffte, daß Gesicht wegwischen zu können.

Die Frau ließ Wasser in den Eimer laufen, tauchte den Wischer hinein, wrang ihn aus, ließ ihn dabei aber so feucht, daß sie damit noch etwas wegputzen konnte.

Dann kniete sie sich neben das Gesicht, gab sich einen innerlichen Ruck und wischte über die große Fliese hinweg. Sie bedeckte den Stein mit dem gesamten nassen Tuch, gab zusätzlich noch einen leichten Druck und hoffte, daß ihr Plan klappte.

Dann zog sie den Lappen weg – und sah das Gesicht!

Diesmal mußte sie an sich halten, um nicht zu schreien, denn das Gesicht hatte sich verändert. Rosa preßte eine Hand vor die Lippen und schaute mit starren Augen gegen die verzerrt wirkenden Züge.

Vorhin waren sie traurig gewesen, jetzt aber zeigte es einen schmerzverzerrten Ausdruck, der auch noch in den Augen stand.

Rosa schüttelte sich, als hätte man kaltes Wasser über ihren Rücken gegossen. Es dauerte fast zwei Minuten, bis sie sich wieder gefangen hatte. Dann versuchte sie es noch einmal. Sie hörte ihren eigenen, lauten Atem, neigte sich vor und wischte mit der neu angefeuchteten Stelle über die linke Wange des Gesichts hinweg, wobei sie zusätzlich die Finger noch hoch bis zur Stirn und um die Augen herum gleiten

ließ, um sehen zu können, ob sich etwas veränderte.

Das geschah auch.

Dieses Phänomen verschwamm etwas, aber es blieb in dem Stein.

Wegwischen konnte sie es nicht. Der Mund bewegte sich dabei langsam, als bestünde die Haut um ihn herum aus Gummi, die jemand sehr vorsichtig zur Seite gezogen hatte.

Es blieb!

Sosehr sich die alte Frau auch bemühte, sie bekam es nicht weg.

Nach einiger Zeit gab sie auf, stellte den Eimer zur Seite und setzte sich auf den Stuhl.

Was sollte sie tun?

Die Familie mußte Bescheid wissen. Der Sohn, die Schwiegertochter, sie alle mußten sich mit diesem Phänomen auseinandersetzen.

Rosa überlegte, ob sie schon jetzt die Familie alarmieren sollte, verschob es aber, denn die Gäste würden die Bodega bald verlassen. Bis zum Abend hielten die Grenadas das Lokal immer geschlossen.

Heute dauerte es ihr viel zu lange, bis die Leute verschwanden.

Pablo brachte die letzten noch bis vor die Tür.

Rosa hatte die Küche mittlerweile verlassen. Carmen, die Schwiegertochter, bemerkte nicht, daß sie den Schankraum betrat.

Sie stand am Becken und spülte Gläser.

Rosa beobachtete sie.

Carmen war eine schöne Frau. Schwarzhaarig, lockig, mit einer etwas üppigen Figur und einer für eine Spanierin hellen Haut. Ihr Gesicht besaß auch nicht den scharfen, harten Ausdruck mancher Flamenco-Tänzerinnen, es war sehr weiblich und auch weich. Die großen Augen und der schöne Mund fielen ebenfalls auf. Carmen trug an diesem Tag einen schwarzen Rock aus Seidentaft und eine knallrote Bluse mit einem ovalen Ausschnitt. Unter dem dünnen Stoff zeichneten sich die prallen Formen ab.

Rosa Grenada räusperte sich. Das hörte auch Carmen, schaute auf und lächelte. »Da bist du ja, Mutter.« Sie wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ist dir die Suppe gut gelungen?«

»Perfekt.«

»Toll, das wird die Leute freuen.« Carmen wollte sich wieder ihrer Tätigkeit zuwenden, als ihr das Benehmen der älteren Frau auffiel. Rosa war anders als sonst. Sie wirkte so, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden. »He, hast du was?«

»Si.«

»Und was?«

»Ich muß mit euch beiden reden.«

Carmen kannte ihre Schwiegermutter. Wenn sie so sprach, hatte sie etwas auf dem Herzen. Ihrem Gesichtsausdruck nach mußte es sich dabei um etwas Unangenehmes handeln.

»Ja… bitte, wenn du meinst. Soll ich Pablo holen?«
»Nicht nötig, er kommt.«
In der Tat drückte Pablo in diesem Augenblick die Tür auf, betrat den Schankraum, breitete die Arme aus und fuhr durch sein schwarzes Haar mit den ersten grauen Strähnen darin. »Himmel sei Dank! Das hätten wir hinter uns. Die wollten gar nicht gehen.« Er kam auf die Theke zu und schob dabei einige Stühle dichter an den Tisch heran. Als die beiden Frauen keine Kommentare gaben, was für sie unüblich war, blieb er stehen, hob die Schultern und fragte:
»Ist was?«
»Mutter will mit uns reden!«
Pablo schaute Rosa an. Erst jetzt fiel ihm auf, wie bleich sie geworden war. »Bist du krank, Mutter?«
»Nein, was denkst du denn?«
»Du siehst so aus.« Er lief auf seine Mutter zu, die ihm die Handfläche entgegenstreckte.
»Bleib stehen, Junge! Ich habe schon Carmen gesagt, daß ich mit euch reden muß.«
»Gut, wir hören, Mutter.«
»Glaubt ihr an Geister oder Gespenster?« fragte Rosa direkt.
Carmen und Pablo warfen sich einen bezeichnenden Blick zu.
»Mutter«, sagte ihr Sohn mit einer fast beschwörenden Stimme. »Ich weiß ja, daß du an gewissen übersinnlichen Dingen interessiert bist, aber muß das ausgerechnet jetzt sein?«
»Das muß!«
»Wir haben viel zu tun und…«
»Kommt mit in die Küche, dann werdet ihr anders darüber denken.« Sie drehte sich um und ging vor.
»Sollen wir die Suppe probieren?« rief Pablo.
»Hör auf, mich zu verspotten! Mir ist es ernst!«
Pablo schrak zusammen, als er derart angesprochen wurde. So hatte die Mutter lange nicht mehr mit ihm geredet, und auch Carmens Blick bewies, daß sie überrascht war.
»Kommt, kommt!« drängte Rosa, die an der Tür stehengeblieben war. »Es ist kein Scherz.«
»Bitte, wir kommen.«
Hintereinander gingen sie durch den Gang, in dem es kühler war als in der Gaststätte.
»Ich brauche unbedingt eine Dusche!« flüsterte Carmen.
»Frag mich mal.«
Sie strich über seinen Oberschenkel. »Duschen wir dann zusammen, Pablo?«
»Wenn du willst…« Er zwinkerte ihr zu, dann drehte er sich nach links, um die Küche zu betreten. Seine Mutter wartete seitlich im toten

Winkel, damit sie den freien Blick nicht versperrte.

Was die beiden Grenadas sahen, raubte ihnen die Sprache. Sie waren nicht mehr fähig, einen Kommentar zu geben, sie starrten nur auf das Gesicht in der Fliese.

»Nun?« fragte Rosa.

»Verdammt!« hauchte ihr Sohn und wurde blaß, während seine Frau ihre rechte Hand um seinen Ellbogen geklammert hatte. »Was… was ist das?« hauchte er.

»Ein Geist, mein Sohn, ein Gespenst.« Rosa sprach mit unbewegtem Gesicht. »Es hat das Reich der Geister, das Jenseits, verlassen und ist gekommen, um uns zu besuchen. Ich glaube, daß wir anfangen müssen, allmählich umzudenken…«

***

Und genau das wollte Pablo nicht. Nachdem der Schock in ihm abgeklungen war, ging er auf das Gesicht zu, kniete sich davor und strich mit der Hand über die Fliesen.

»Spürst du was?« hauchte Carmen.

»Nein, gar nichts.«

»Aber es muß doch…«

»Geister kann man nicht fühlen, höchstens merken«, erklärte Rosa. »Du spürst vielleicht einen Hauch, das ist alles.«

Niemand widersprach ihr. Carmen hob die Schultern, als würde sie frieren. Dann fragte sie mit leiser Stimme. »Was sollen wir denn jetzt tun?«

Ihr Mann richtete sich auf. »Ich weiß es nicht.« Er schaute seine Mutter an. »Hast du schon was unternommen?«

»Si. Ich habe versucht, es wegzuwischen. Den Erfolg siehst du ja. Es ist noch da.«

Pablo nickte. »Ausgerechnet heute, wo wir den Laden voll haben.«

»Absagen können wir nicht«, sagte Carmen.

»Stimmt.« Pablo setzte sich und vermied es, in die verzerrten Züge zu schauen. Sein Gesicht nahm einen sehr nachdenklichen Ausdruck an. »Die Sache muß unter uns bleiben. Wir werden zu niemanden ein Wort sagen. Vielleicht ist es heute abend wieder verschwunden. Weiß noch jemand davon, Mutter?«

»Fernando.«

»Nein!« rief Carmen.

»Doch, er hat das Gesicht gesehen und vor Schreck geschrieen. Habt ihr es nicht gehört?«

»In der Bodega war zuviel Betrieb.«

»Jedenfalls weiß er Bescheid, aber ich habe ihn schon entsprechend geimpft. Fernando wird nichts sagen.« Rosa hob die Schultern. »Ich hoffe, daß wir irgendwann Licht in das gespenstische Dunkel bringen

können. Das ist ja völlig unnormal.«

»Absurd ist es!« rief Carmen. »Absurd und unverständlich. Völlig unmotiviert.«

»Nein, Carmen!« widersprach Rosa. »Es ist nicht unmotiviert, glaub mir. Alles hat seinen Grund. Auch Dinge, die im Reich der Geister oder im Jenseits geschehen.«

»Woher weißt du das denn wieder? Aus deinen schlauen Büchern?«

»Zum Teil…«

»Streitet euch nicht.« Pablo stand auf. Er zündete sich eine filterlose Zigarette an. »Wir werden versuchen, so zu handeln, als wäre das Gesicht nicht vorhanden. Der Betrieb muß weiterlaufen. Vielleicht verschwindet es auch wieder.«

»Das wäre zu hoffen«, sagte Carmen.

Rosa gab keinen Kommentar ab. Sie sah aber so aus, als würde sie daran nicht glauben.

Sie verließen die Küche. Pablo schloß die Gaststätte noch ab. Seine Frau war bereits nach oben gegangen. Als er das Schlafzimmer betrat, lag sie nackt auf dem Bett und war schon geduscht.

Auch Pablo spülte sich den Schweiß ab. Über das Phänomen sprach er nicht mehr, er machte sich seine Gedanken. Eines stand fest. Niemand hatte das Gesicht aufgemalt, um die Familie zu erschrecken. Da mußte tatsächlich etwas anderes dahinterstecken.

In den Abendstunden hatten sie keine Zeit mehr, darüber zu diskutieren. Es ging hoch her, auch die Mutter war eingespannt, aber sie, die oft in der Küche war, sah, daß sich der Wunschtraum ihrer Familie nicht erfüllte.

Das Gesicht blieb…

Weit nach Mitternacht verließen die Gäste aus Cordoba das Restaurant. Nur einer beschwerte sich bei den Grenadas. »He, beim nächsten Besuch macht ihr aber auch mehr Stimmung.«

»Wir werden uns bemühen.«

Rosa stand in der Gaststätte, als Pablo abgeschlossen hatte. Er wollte eine Frage stellen, ließ es dann bleiben, als er in das Gesicht seiner Mutter blickte. Es sagte mehr aus als alle Worte.

»Ich brauche wohl nicht in die Küche zu gehen?«

»Nein, Pablo, das brauchst du nicht. Unsere Hoffnung jedenfalls hat sich nicht erfüllt.«

»Ich möchte schlafen«, sagte Pablo.

Er wollte nichts mehr hören, nur in Ruhe gelassen werden.

Carmen war ebenfalls der Meinung. Bevor sie in ihr Schlafzimmer gingen, schauten sie bei Fernando vorbei. Der Junge lag auf dem Rücken und hielt die Augen geschlossen. Den rechten Arm hatte er um einen Teddybären geschlungen.

»Hoffentlich hat er es besser verkraftet als wir«, flüsterte Carmen.

»Kinder nehmen das manchmal leichter.«

Später lagen sie nebeneinander im Bett, hielten sich an den Händen und konnten nicht schlafen. Sie starrten zur Decke hoch, die Gedanken drehten sich in ihrem Kopf.

Einmal fragte Carmen: »Ob es noch da ist?«

»Willst du nachschauen?«

»Gott bewahre, nein.«

»Wo kann es herkommen?«

»Aus dem Geisterreich, hat deine Mutter gesagt.«

»Ach die.« Pablo richtete sich auf und schaute zum Balkon hin, dessen Türhälften weit offen standen, um Kühle in den Raum wehen zu lassen.

Über den Bergen lag ein dunkelblauer Nachthimmel wie feiner Samt. Die Sterne blinkten, der abnehmende Mond sah etwas deformiert aus, und Pablo nickte in die Richtung. »Ob das Jenseits hinter den Sternen liegt?«

»Hör auf!«

Er drehte sich um. Das Gesicht seiner Frau schimmerte in der Dunkelheit wie Alabaster. »Es muß doch eine Erklärung geben, verdammt! Nichts geschieht ohne Grund.«

»Wir werden ihn nicht herausfinden können.«

Pablo sank zurück ins Kissen.

»Nichts geschieht ohne Grund, hat Mutter auch schon gesagt. Weshalb haben sie ausgerechnet uns ausgesucht? Warum ist das Gesicht bei uns in der Küche erschienen?«

»Das wirst du wohl nie herausfinden können.«

»Müssen wir dann mit unserem neuen Familienmitglied aus dem Geisterreich leben?«

»Wahrscheinlich. Du kannst es ja abdecken. Lege irgend etwas darauf.«

»Nein, Carmen, das mache ich nicht. Ich würde immer wieder daran erinnert werden. Das wäre ebenso schlimm, als würde ich es jeden Tag sehen.« Er schwang die Beine aus dem Bett.

»Wo willst du hin?«

»Noch einmal in die Küche.«

»Ich aber nicht.«

Pablo schlüpfte in den dünnen Bademantel, der neben seinem Bett gehangen hatte. »Keine Sorge, Carmen, bleib du hier oben.«

»Gib acht.«

»Mache ich.«

Im Dunkeln stieg Pablo die Treppe hinab. Er machte auch unten kein Licht, wunderte sich jedoch, daß die Küchentür offenstand, obwohl er sie vor dem Zubettgehen geschlossen hatte.

Befand sich jemand in der Küche? Sein Herz klopfte schneller, und er

spürte den kalten Schweiß auf der Stirn.

Die Mutter saß auf dem Stuhl. Sie war schattenhaft zu erkennen.

Zwischen ihren Fingern klickten die Perlen eines Rosenkranzes, und sie flüsterte die Gebete.

Als sie ihren Sohn sah, hob sie den Kopf. »Es ist noch da, Junge.«

Die rechte Hand mit dem Rosenkranz sank nach unten. »Es ist noch nicht verschwunden.«

»Das habe ich mir gedacht. Was machst du hier?«

»Ich bete für uns. Ich möchte nicht, daß die Kräfte des Jenseits Macht über uns gewinnen.«

Pablo hob die Schultern. »Vielleicht hast du aus deiner Sicht gesehen recht. Ich denke anders darüber.«

»Du solltest nicht so ungläubig sein, Junge.«

»Das bin ich auch nicht. Ich überlege nur, was man machen kann, damit das Gesicht verschwindet.«

»Nichts kann man tun. Es ist von allein gekommen, es wird auch von allein wieder verschwinden, wenn es will.«

»Genau, wenn es will. Und das, Mutter, dauert mir eben zu lange. Ich will selbst die Initiative ergreifen.«

»Was willst du machen?«

Da hatte Pablo Grenada die Idee. Er sprach sie zunächst noch nicht aus, nur seine Haltung veränderte sich. Er wirkte plötzlich wie jemand, der dicht vor dem Sprung stand.

Rosa war dies nicht entgangen. Sie kannte ihren Sohn lange genug. »Na, was hast du?«

»Mutter.« Er lief zu ihr und legte ihr beide Hände auf die Schultern. »Es ist ganz einfach. Ich werde…« Noch einmal holte er Luft. »Ich werde den Fußboden auswechseln. Wir beauftragen eine Firma, die die Steine herausbricht. Dann lassen wir die Küche betonieren. Na – ist das die Idee?« Pablo hatte damit gerechnet, daß seine Mutter aufspringen und ihm zustimmen würde, sie aber gab keinen Kommentar ab. »Was … was hast du denn?« fragte er leise.

»Du bist so komisch.«

»Junge«, flüsterte sie. »Ich glaube, du machst es dir zu einfach.«

»Wieso?« Er ging einen Schritt zurück.

»Man kann die Kräfte aus dem Jenseits nicht manipulieren. Das mußt du doch einsehen. Sie sind von allein gekommen, und sie bestimmen auch, wann sie wieder verschwinden werden. So einfach ist das.«

Pablo wischte durch die Luft. »Das ist doch Unsinn, Mutter! Ich werde es so machen!«

Rosa Grenada nickte. »Ich kann dir nur Glück wünschen, Junge. Uns allen.«

Er war schon an der Tür. »Ich muß mit Carmen darüber reden. Sie wird mir sicherlich zustimmen.«

Carmen hatte bereits auf ihren Mann gewartet. »Du bist aber lange unten geblieben«, empfing sie ihn mit vorwurfsvollen Worten.

»Ja, ich weiß. Ich habe auch überlegt, und mir ist da eine Idee gekommen.«

»Tatsächlich?«

»Wir werden den Fußboden auswechseln. Die Steine kommen raus, dafür nehmen wir dann eine glatte Betonfläche. Na, ist das nichts?«

Carmen überlegte. Im Gegensatz zu Rosa stellte sie sich auf die Seite ihres Mannes. »Ja, das ist gut, das ist sogar hervorragend. Wann willst du es in Angriff nehmen?«

»Morgen, Liebling, gleich morgen setze ich mich mit dem zuständigen Handwerker in Verbindung…«

***

So geschah es dann auch.

Zwar hatte die Firma in Cordoba noch zu tun, aber zwei Tage später erschienen die Arbeiter, um die rosafarbenen Fliesen herauszustemmen. Die eine Fliese hatte Pablo selbst zerstört, keiner der Männer sollte sehen, was sich dort abgezeichnet hatte.

Pablo selbst überwachte die Arbeiten, die viel Dreck und Staub gaben. Um jede Fliese, die abtransportiert wurde, war er heilfroh.

Als dann der Beton gegossen wurde, spendierte er eine Kiste Roten.

»Gute Arbeit, Männer!« lobte er die Leute, als sie gemeinsam tranken. »Das habt ihr wirklich hervorragend geschafft. Zudem noch in so kurzer Zeit.«

»Zeit ist Geld, Señor«, erklärte der Vorarbeiter und leerte sein Glas.

Auch Carmen war froh, der Junge ebenfalls, nur Rosa hielt sich zurück. Sie war in den letzten Tagen immer stiller geworden und gab so gut wie keinen Kommentar ab.

Als die Arbeiter das Grundstück verlassen hatten, standen Mutter, Sohn und Schwiegertochter an der Küchenschwelle und schauten über den glatten, grauen Boden.

»Nichts mehr da!« flüsterte Pablo. »Es ist nichts mehr vorhanden. Ist das nicht wunderbar?«

Carmen stimmte ihm zu, seine Mutter aber drehte sich um.

»Wo willst du hin?«

»Ich gehe in die Kirche und bete für uns.«

Er lachte. »Meinst du, daß wir es nötig haben?«

»Pablo, rede nicht so unqualifiziert. Wir haben es nötig, das glaube mir mal. Sogar sehr.« Sie sagte nichts mehr und ging hoch zu ihrem Zimmer.

Pablo hob nur die Schultern. »Verstehst du das, Carmen?«

»Nein, aber sie gehört zu einer anderen Generation und denkt auch anders als wir. Das darfst du nicht vergessen.«

»Trotzdem komme ich damit nicht zurecht.«
»Du solltest zu ihr gehen und mit ihr sprechen.«
Das tat Pablo auch. Seine Mutter konnte er nicht überzeugen, und sie sollte recht behalten.
Knapp eine Woche später war es Carmen, die das Gesicht entdeckte. Diesmal war es ein anderes. Seine Züge traten noch deutlicher hervor, als wäre es in den Beton hineingemeißelt worden.
Carmens Schreien rief den Rest der Familie auf den Plan. Schreckensbleich standen sie auf der Türschwelle, fassungslos dazu, und nur die Rosa gab einen Kommentar ab.
»Ich habe es euch gesagt. Man kann das Geisterreich nicht überlisten, man kann es nicht…«

***

Es sollte noch schlimmer kommen!
Die Behörden wurden eingeschaltet, und die wiederum rückten mit einem Bautrupp an, der den Fußboden aufstemmte. Unter der Küche lag noch ein Teil des Kellers. Alte Steine rahmten den Raum ein. Die Männer klopften den Keller ab, nicht nur die Wände, auch den Boden und fanden plötzlich einen Quader, der sich bewegen ließ.
Sie hoben ihn an.
Vor ihnen lag ein Schacht. Mit starken Scheinwerfern leuchteten sie ihn bis zu seinem Ende aus.
Ein besonders Mutiger ließ sich in den Schacht abseilen. Als er zurückkam, war sein Gesicht grau vor Furcht.
»Was hast du gesehen?«
Er schaute die Menschen an. Leise gab er seine Antwort. »Einen Friedhof, einen uralten Friedhof…« Dabei bekam er eine Gänsehaut und ging rasch weg.
Niemand wollte sich in den Schacht abseilen lassen. Die Männer schlossen den Zugang wieder und erklärten den Grenadas, daß sie damit eben leben mußten.
»Die Geister der Toten«, flüsterte Rosa. »So etwas Ähnliches habe ich mir gedacht. Sie sind hochgekommen und zeigen sich uns. Es ist einfach schrecklich.«
Pablo sagte nichts. Er erstickte fast an seiner Wut. Von den Behörden hatte er keine Hilfe bekommen, aber es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, was bei den Grenadas geschehen war.
Die Presse interessierte sich dafür und brachte einen knappen Bericht. Der wiederum wurde auch an einer bestimmten Stelle gelesen, und dort reagierte man schnell.
Bei den Grenadas hatte man nur einen Teil des Küchenbodens aufgestemmt und ihn notdürftig wieder geflickt.
Doch die Gesichter ließen sich nicht vertreiben.

Nicht nur eines erschien, es waren gleich mehrere, die sich innerhalb des Betons abzeichneten.

Das war der Moment, wo Carmen wegziehen wollte, aber auch die Stunde, in der Pablo einen sehr wichtigen Anruf entgegennahm, der von einer Behörde kam, die man mit dem Namen Geheimdienst umschreiben konnte…

***

Auf dem Flughafen nahe Cordoba waren Suko und ich gelandet und von einem Mann namens Juan Delgado abgeholt worden, der soviel Macht besaß, daß die Zollbeamten uns erst gar nicht fragten, ob wir etwas zu verzollen hätten.

Delgado war ein typischer Spanier. Schwarzhaarig mit dunklen Augen, einem kessen Oberlippenbart, kleiner als ich, aber mit breiten Schultern und einer sonnenbraunen Haut. Er trug ein weißes Leinenhemd mit kurzen Ärmeln und die Jacke über die Schultern gehängt. »Es freut mich, Sie zu sehen. Herzlich willkommen in Spanien!«

Der Mann begrüßte uns wie alte Freunde, und seine Begeisterung legte sich auch nicht, als er uns zu einem Schluck in einer kleinen Bar einlud, die aufgemacht war wie ein französisches Bistro.

»Ich glaube, daß jetzt alles anders wird«, sagte er und hob sein Glas. »Auf Ihren Erfolg!«

Soviel Überschwang mißfiel mir. »Augenblick, Señor Delgado, wir sind noch nicht soweit. Im Gegenteil, wir haben noch nicht einmal angefangen.«

»Aber Sie werden Erfolg haben!«

»Was macht Sie so sicher?« fragte Suko.

»Ich habe gehört, wie John Sinclair diese schreckliche Blutfrau gestellt hat. Sie wissen doch, Lavinia di Luna. Das hat sich herumgesprochen. Sie sind wer hier in Spanien, und man hat sich in höchsten Stellen Ihrer erinnert.«[1]

Ich schaute gegen einen Spiegel mit verziertem Rahmen. »Das mag alles sein, Señor Delgado, aber in Ihrem Fall haben wir noch gar nicht angefangen.«

»Sie werden es schaffen. Ich bringe Sie gleich zu dieser Familie Grenada.« Er schüttelte den Kopf. »Die Leute haben Schreckliches durchmachen müssen. Ihr Haus ist von Geistern überfallen worden. Gesichter auf dem Boden, ein alter Friedhof unter dem Haus, ich meine, unter dem Keller. Man hat einen Teil des Küchenbodens aufgestemmt und diesen Keller dann gefunden. Zuvor haben die Grenadas davon nichts gewußt. Jetzt müssen Sie sich damit abfinden.«

»Unter dem Keller liegt ein Friedhof?« vergewisserte Suko sich.

»So ist es.«

»Wissen Sie mehr darüber?«

»Nein, Gott bewahre. Ich weiß nichts. Ich habe Sie ja geholt, damit Sie den Fall klären. Das ist etwas für Sie. Das sind Geister, Gespenster.« Er starrte uns abwechselnd an, dann nur mich. »Señor Sinclair, bitte, sagen Sie mir, was Geister sind! Ich weiß es nämlich nicht. Gibt es eine rationale Erklärung für dieses Phänomen?«

»Rational nicht.«

»Aber es gibt eine Erklärung?«

»Ja, das stimmt. Sagen wir so, es gibt verschiedene Auffassungen oder Theorien.«

»Aha.« Er nickte, hatte aber nichts verstanden. Dann lächelte er.

»Und zu welcher Theorie neigen Sie?«

»Es gibt einen Mann namens Maurice Barbanell. Er ist zudem Herausgeber einer esoterischen Zeitschrift, die dem Phänomen des Spuks und der Geist-Erscheinungen auch wissenschaftlich auf die Spur kommen will. Dieser Mann hat eine Theorie entwickelt, der viele Menschen, die sich mit dem gleichen Problem beschäftigen, zustimmen.«

»Bitte, reden Sie!« Delgado war gespannt und aufgeregt. »Dieses Thema fasziniert mich einfach.«

»Wie Sie wollen. Die Theorie des Mannes besagt, daß Geister zeitlose Abdrücke sind, die von Menschen hinterlassen werden, die in Sorgen, Schwierigkeiten, Angst oder durch Gewalteinwirkung starben und unter einer so heftigen Gemütserregung, daß sie einen Raum erfüllen oder auch sättigen können. Die Hinterlassenschaft ist dann wie ein empfindlicher Film und nicht immer kann man diesen Film entwickeln. Es kommt halt auf die Umstände an.«

Delgado hatte bisher mit offenem Mund zugehört. »Welche denn?« fragte er nach.

»Nun ja, ob ein Mensch sensitiv veranlagt ist oder ob ein entsprechendes Umfeld vorhanden ist, in dem sich die Geister auch wohl fühlen.«

»Ach so.« Delgado nahm einen hastigen Schluck Wein. Er sah so aus, als hätte er nichts von dem verstanden, was ich ihm da erklärt hatte. Er hob auch die Schultern. »Ich glaube jetzt, daß ich das Gebiet der Geister den Experten überlasse.«

»Wie Sie meinen.«

»Und Sie beide sind Geisterjäger?«

»Der Ausdruck«, erwiderte Suko, »ist scherzhaft gemeint, doch er stimmt, wir jagen auch Geister.«

»Und was noch?«

»Blutfrauen«, sagte ich lächelnd und in Anspielung auf meinen letzten Urlaubsfall.

Delgado mußte lachen. »Das hat sich mittlerweile herumgesprochen.

Dazu kann man Ihnen nur gratulieren.«
»Wie weit haben wir denn zu fahren?« wollte ich wissen und kam somit auf ein reales Thema zu sprechen.
»Das ist eine knappe halbe Stunde. Mein Wagen steht vor dem Flughafen. Wenn Sie wollen, können wir jetzt los.«
Wir hatten nichts dagegen, tranken aus, und Delgado beglich die Rechnung.
Wir hatten Anfang Juni, und in Südspanien war es verdammt heiß geworden. Die Hitze stand über dem Land. Sie empfing uns wie ein Schlag mit der Bullpeitsche.
Selbst von den Bergen wehte kaum ein kühler Wind. Über den zahlreichen Flußläufen und Seen, die es in der Umgebung gab, stand die Luft wie eine Dunstglocke, weil ständig durch die Hitze Wasser verdampft wurde.
Unser Weg führte in Richtung Süden, hinein in ein weites Tal, in dem Pinien, Agaven und Mandelbäume standen, es aber auch Olivenplantagen gab, die gewaltige Ausmaße besaßen.
Cordoba, den Hitzekessel, ließen wir links liegen. Wir rollten durch malerische Orte, bis wir plötzlich ein Schild entdeckten mit dem Namen Beimez.
So hieß der Ort, in dem wir einem unheimlichen Phänomen auf die Spur kommen sollten.
Delgado fuhr einen dunkelgrünen Seat ohne Klimaanlage. Wir hatten die Scheiben deshalb nach unten gedreht, um durch den Fahrtwind etwas Kühlung zu bekommen.
Es klappte einigermaßen. Allerdings wehte mit dem Wind auch Staub in den Wagen.
»Kennen Sie die Familie Grenada näher?« fragte ich.
»Nein, ich habe nur einmal mit Pablo gesprochen. Er war sehr damit einverstanden, daß Sie kommen.«
»Sprechen die Grenadas Englisch?«
»Vielleicht ein paar Brocken. Aber Ihr Spanisch ist ja auch nicht so schlecht, Señor Sinclair.«
»Danke.«
Bevor wir in den Ort einrollten, konnten wir erkennen, daß Beimez praktisch aus zwei Teilen bestand. Einem oberen Dorf und einem unteren. Die Häuser des oberen Teils standen an den Hängen.
Ihre weißen Mauern lagen oft genug im Schatten mächtiger Korkeichen oder Olivenbäume. Dort ließ es sich bestimmt besser aushalten als im unteren Teil, unserem Zielort.
Eine nicht gepflasterte Hauptstraße führte durch den Ort. Gassen zweigten ab, wir sahen eine Plaza, die in der Sonne verlassen war, ein alter Brunnen sprudelte plätschernd Wasser aus einer Röhre, vor die Fenster waren die Läden geklappt worden, so daß der gesamte Ort

wirkte, als wäre er ausgestorben.
»Siesta«, sagte Delgado. »Was wollen Sie machen? Um diese Zeit sind nur Verrückte und Touristen unterwegs.«
»Wir auch«, sagte ich und wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht.
Suko saß im Fond und lachte. »Was willst du, John? Viele fahren wegen des Wetters nach Spanien.«
»Ja, aber an den Strand.«
Delgado hatte unser Gespräch mitbekommen. »Da müssen Sie hier sehr weit laufen.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Am Rand der Plaza hatte er den Seat gestoppt. »Die Grenadas besitzen eine Bodega. Sie sind sogar berühmt für ihr Essen. Selbst aus Cordoba kommen Gäste.«
»Hunger habe ich keinen«, sagte Suko.
»Jetzt werden Sie auch nichts bekommen. Es ist Siesta. Erst am späten Nachmittag erwacht der Ort. Dann kehren nach und nach auch die Männer heim, die meist in Cordoba arbeiten.«
Er startete wieder und lenkte den Wagen in eine schmale Gasse hinein. Die Hauswände waren nicht in einer Fluchtlinie gebaut worden. Hin und wieder standen Ecken und Erker vor, so daß ich Angst um den Wagen bekam.
Aber Delgado war ein guter Fahrer. Nicht eine Hauswand kratzte er an. Er fuhr die Gasse bis zum Ende durch, wo sie in einen Wendehammer endete, der gleichzeitig einen kleinen Platz mit der Rückseite einrahmte.
Jetzt sahen wir das Lokal. Davor stand eine Korkeiche. Unter den Ästen und Zweigen standen die Holztische mit ihren kleinen Sitzbänken. Alles wirkte verlassen. Auch aus den Fenstern der Nebenhäuser schaute kein Kopf. In schmalen Einfahrten standen kleine Autos, eine Garage besaß hier niemand. Vor dem Haus der Familie Grenada sah ich einen alten Diesel-Daimler.
Ich ließ meinen Blick über die helle Fassade streifen. Sie wurde unterbrochen von den braungrünen Fensterläden, die zum Schutz der Sonne vor den Scheiben angebracht worden waren. Auch die Tür war geschlossen.
Wir verließen den Wagen, reckten uns, und Suko nahm unseren gemeinsamen Koffer mit. Mir klebte der Hosenstoff an den Oberschenkeln. Es war auch widerlich heiß geworden.
»Halten die Grenadas ihr Lokal denn geöffnet?« erkundigte sich Suko.
»Si, das müssen Sie.« Delgado wischte über sein dunkles Haar.
»Warten Sie, ich gehe vor.«
Er klopfte gegen die Eingangstür. Wie uns bekannt war, vermieteten die Grenadas auch Zimmer, so konnten wir hier auch wohnen.
Die Hitze stand über dem Ort. Es wehte auch kein Lüftchen, das

Kühlung gebracht hätte.

Dann öffnete jemand die Tür. Zunächst nur spaltbreit, um den davor Stehenden erkennen zu können.

»Ich bin es, Señor Grenada.«

Suko und ich gingen näher an die Tür heran. Der Eingang öffnete sich, und auf der Schwelle stand ein dunkelhaariger Mann, der etwa in unserem Alter war.

Delgado stellte ihn uns als Pablo Grenada vor. Dessen Händedruck war kräftig, dennoch zitternd. Auch der Ausdruck der Augen zeigte an, daß dieser Mensch unter einer starken Nervenanspannung stand. Er trug ein leichtes Hemd und eine dünne Hose.

»Bitte, kommen Sie herein.«

Wir betraten einen kühleren Raum, die Gaststätte. Da die Läden vor die Fenster geklappt worden waren, fiel das Licht nur in dünnen Streifen in den Raum und ließ ihn in einem diffusen Halbdunkel zurück. Deshalb knipste der Mann das Licht an.

Wir nahmen an einem viereckigen Tisch Platz, aber Delgado verabschiedete sich von uns. »Ich muß zurück nach Cordoba, Señores«, erklärte er. »Sie werden bestimmt zurechtkommen. Ich rufe auch mal zwischendurch an, um mich zu erkundigen.«

»Geben Sie mir auch Ihre Telefonnummer«, bat ich ihn.

Wir bekamen sie.

Der Bodegero brachte den Geheimdienstmann noch zur Tür. Dort sprachen sie leise miteinander.

»Was hältst du von dieser Sache?« fragte Suko.

»Ich weiß nicht so recht.« Mein Blick fiel in die Runde. »Von den Gesichtern sehe ich nichts.«

»Vielleicht kommen sie noch oder sind woanders.«

»Das kann auch sein.«

Nicht die Gesichter erschienen, sondern Pablo Grenada. Irgendwie wirkte er erleichtert. »Was kann ich Ihnen denn zu trinken anbieten?«

»Wenn Sie Wasser haben…«

»Natürlich, Señor Suko.«

»Lassen Sie das Señor weg.«

»Wie Sie meinen.«

Er trank ebenfalls Wasser. Ich schloß mich den beiden Männern an. Das Wasser war gut gekühlt und auch nicht zu kohlensäurehaltig. Es erfrischte wunderbar.

»So«, sagte ich, »jetzt sind Sie an der Reihe zu berichten.«

»Natürlich, sofort.«

Mit seiner Familie fing er an. Wir hörten neue Namen und erfuhren auch, daß sein Sohn das Gesicht zuerst entdeckt hatte. Dann hörten wir eine unglaubliche Geschichte, die schon so unglaubhaft war, daß sie den Tatsachen entsprechen konnte.

»Diese Gesichter«, flüsterte der Mann, »haben uns unter Kontrolle. Sie erscheinen, sie verschwinden, sie sind am Abend da, tagsüber weniger, und sie bedecken dann den gesamten Küchenboden.«

»Was sind das für Gesichter?« wollte Suko wissen.

»Totenfratzen!« hauchte der Bodegero.

»Wissen Sie das genau?«

»Ja, unter dem Keller liegt ein alter Friedhof.«

»Haben Sie den gesehen?«

»Nein, nicht ich. Einer der Arbeiter stieg hinein. Er hat die Gräber entdeckt.«

»Und Sie meinen, daß sich die Gesichter der dort Bestatteten in ihrem Küchenboden zeigen.«

»So ist es.«

Ich fragte: »Haben Sie schon einmal über den Grund nachgedacht, Señor Grenada?«

»Si!«

»Und? Haben Sie etwas herausgefunden?«

Die Finger der rechten Hand umklammerten die feuchte und rutschige Außenfläche des Glases. »Nein, das habe ich nicht. Ich… ich wußte bisher nichts von einem Friedhof.«

»Auch nicht vom Keller?«

»Sie werden lachen, auch davon nichts. Unter unserer Küche befindet sich nämlich kein Kellerraum.«

»Wo dann?«

Er drehte seine rechte Hand und wies mit dem Daumen zu Boden. »Hier, unter der Bodega, ist der Keller. Sonst nichts. Es war für mich eine Überraschung, als ich sah, wie die Arbeiter durchstießen. Das können Sie mir glauben.«

»Wie alt ist das Haus denn?« fragte Suko.

Pablo Grenada hob die Schultern. »Ein genaues Datum kann ich Ihnen nicht geben, aber meine Mutter ist hier schon aufgewachsen. Vielleicht wurde es zu Beginn des Jahrhunderts erbaut. Es ist mittlerweile renoviert worden. Zuletzt habe ich den Küchenanbau geschaffen, unter dem der Friedhof liegt.«

Ich kam noch einmal auf die Gesichter zu sprechen. »Jetzt sind sie nicht zu sehen?«

»Nein.«

»Wann sind sie zum letztenmal erschienen?«

»Das war vorgestern Abend. Da war der gesamte Küchenboden voll.«

»Sonst nirgendwo im Haus?«

Er schüttelte den Kopf. »Bisher nicht.«

»Wie kommt Ihre Familie damit klar?«

Er lachte auf. »Es ist schlimm. Sie alle haben Angst. Hören Sie, es hat sich herumgesprochen. Die Gäste sind zwar nicht ausgeblieben, aber

sie kommen nicht mehr so in Scharen wie sonst. Die Bewohner bleiben zu Hause. Wenn sie hier sitzen, schauen sie sich so furchtsam um, als würde hinter ihnen ein Mörder stehen. Was ich irgendwo auch begreifen kann. Meine Familie schläft, wir öffnen erst gegen Abend.«

»Wo wir dann damit rechnen können, daß sich die Gesichter tatsächlich zeigen?«

»Ja, meist in der Nacht.«

Ich leerte mein Glas. »Können wir die Küche mal besichtigen, Señor Grenada?«

»Selbstverständlich, kommen Sie.« Er stand auf.

Wir folgten ihm aus dem Gastraum. Der Weg führte durch einen Flur. Im Vorbeigehen sah ich auch eine nach oben führende Treppe aus Stein. Zur Küche ging es links ab.

So richtig traute der Bodegero dem Frieden nicht. Als er die Tür öffnete, war er sehr vorsichtig und stets darauf gefaßt, irgend etwas zu entdecken.

Nachdem er einen Blick in die Küche geworfen hatte, nickte er.

Erleichterung zeichnete sich auf seinen Zügen ab. »Von den Gesichtern ist nichts zu sehen«, meldete er.

Wir schauten uns um.

Der Raum war für eine Küche ziemlich groß. Wer hier kochte, konnte sich auch bewegen. Die beiden Herde sah ich, auch das Regal mit dem Geschirr, den glatten, neuen Betonboden, der jedoch an einer Stelle, und zwar links neben dem Fenster, aufgehackt worden war. Um das Loch abzudecken, hatte man Bohlenbretter darüber gelegt.

»Da ist es«, sagte Pablo.

»Aber die Gesichter erschienen überall auf dem Boden?«

»So ist es.«

Suko war schon vorgegangen und blieb neben den Brettern stehen. »Faßt du mal mit an?« fragte er.

»Klar.«

Grenada rang die Hände. »Sie wollen wirklich da unten hinein…«

»Wir wollen erst einmal schauen, wie es aussieht«, beruhigte ich ihn und begann, zusammen mit Suko, die Bretter von dem Fußbodenloch wegzuräumen.

Die Öffnung war quadratisch gestemmt worden und auch ziemlich groß, so daß wir bequem hindurchpaßten. Ich hatte meine kleine Lampe hervorgeholt und leuchtete in die Tiefe.

Unter uns lag ein feuchter Keller aus dicken Steinen gefertigt, über deren Außenseiten längst die Nässe gekrochen war. Im Schein der Lampe schimmerten die Steine an einigen Stellen reflexartig auf.

Algen und Moose hatten sich in der herrschenden Feuchtigkeit bilden können und über das meiste Gestein eine Schicht gelegt.

Wir hatten zusätzliche Bretter weggeräumt und konnten um die

Öffnung herumgehen.

Zu sehen gab es für uns nichts, nur eben diesen leeren Keller. Ich wandte mich an Grenada. »Der Einstieg ist, so nehme ich an, auf dem Kellerboden zu finden.«

Er nickte heftig und stellte sich zwischen uns. »Ja, ein Quader läßt sich bewegen.«

»Welcher?«

Er deutete direkt in die Tiefe. »Genau der in der Mitte.«

»Gibt es dort einen Hebel oder…?«

»Nein, Sie müssen auf eine bestimmte Stelle drücken, glaube ich.«

Er hob die Schultern. »Das habe ich alles vorher nicht gewußt«, flüsterte er.

»Ja, schon gut.«

»Wenn ich nur wüßte, wer den Keller oder den Schacht angelegt hatte. Die Gesichter reden nicht, sie sind einfach da, starren und zeigen sich gequält oder schmerzverzerrt.«

Suko sagte: »Ich springe mal hinunter.« Er stützte sich am Rand ab und sprang in den Keller. Dort schaltete auch er seine Lampe ein, während ich den Strahl meiner Leuchte ebenfalls in die Tiefe schießen ließ. Suko fragte nach der Platte.

»Da müssen Sie klopfen.«

»Gut.«

Sehr schnell hatte er den Stein gefunden. Sogar wir hörten das hohl klingende Geräusch.

Als Suko etwas mehr Druck gab, bewegte sich der Stein auch und kippte nach innen. Es sah so aus, als würde er in den Schacht fallen, das passierte nicht. Ein für uns nicht einsehbarer Mechanismus hielt ihn in einer hängenden, senkrechten Lage.

Suko ließ sich am Schachtrand nieder und leuchtete hinein.

Ich konnte von oben den Strahl der Lampe verfolgen und wunderte mich darüber, wie tief der Schacht war.

»Da schimmert etwas!« rief Suko. »Ich glaube, es ist feuchtes Gestein. Es können auch alte Sarkophage sein oder so etwas Ähnliches. Sieht jedenfalls interessant aus.«

»Wollen Sie denn hinunter?« flüsterte der Bodegero.

»Klar.«

»Jetzt?«

Suko hatte die Frage gehört. »Sollen wir jetzt hinabsteigen, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zunächst möchte ich die Gesichter sehen, dann ist immer noch Zeit genug.«

»Einverstanden.«

Ich drückte mich vom Rand der Öffnung weg und tat etwas, was ich schon bei meinem Eintritt hatte ausprobieren wollen. Ich holte mein Kreuz hervor und strich dabei über den Boden, beobachtet von Pablo

Grenada, der staunende Augen bekommen hatte.

»Was… was machen Sie da?«

»Denken Sie einfach, ich hätte so etwas Ähnliches wie einen Geigerzähler in der Hand. Nur reagiert meiner auf Magie und nicht auf irgendwelche radioaktive Strahlungen.«

Er wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte, aber auch ich hatte Pech, denn mein Kreuz reagierte überhaupt nicht. Für mich ein Beweis, daß dieser Fußboden frei von Schwarzer Magie war.

Ich richtete mich wieder auf. Suko kletterte aus dem Loch, gleichzeitig wurde auch die Tür aufgestoßen. Eine dunkelhaarige Frau stand auf der Schwelle.

Sie trug helle Hosen und eine locker fallende Bluse. Dennoch war zu erkennen, daß sich unter dem Stoff pralle Formen abmalten. Aus erstaunten Augen schaute sie sich um und fragte: »Kannst du mir erklären, Pablo, was das alles soll?«

»Moment, Carmen, Moment.«

Wir erfuhren, wer die Frau war, und sie hatte auch von uns gehört. Als sie uns die Hand gab, sah ich ihr erleichtertes Lächeln.

»Dann können wir ja wieder hoffen.«

»Mal sehen, Señora.«

»Sagen Sie Carmen, bitte.« Sie bedachte mich dabei mit einem feurigen Blick.

»Okay.« Ich drehte mich um, weil Suko wieder aus dem Keller gestiegen war und damit begann, die Bretter über die Öffnung zu legen. Ich half ihm dabei, während die Grenadas uns zuschauten.

»Die beiden Señores wollen bis zum Abend warten, wenn die Gesichter erschienen sind.«

Carmen verzog die vollen Lippen zu einem Lächeln. »Was ist, wenn sie nicht erscheinen?«

»Dann warten wir die folgende Nacht ab«, erwiderte ich und fragte gleich weiter. »Ich habe gehört, daß Sie auch Zimmer vermieten.«

»Ja, natürlich. Es sind bereits zwei Zimmer für Sie vorbereitet worden.«

»Das ist gut.« Ich rieb meine Hände ab und zog den Hemdstoff von der klebrigen Haut. »Duschen müßte ich mich auch.«

»Auf der Etage finden Sie eine Dusche.«

»Danke.«

Wir wollten uns nicht mehr länger in der Küche aufhalten. Eine Dusche war wirklich nötig.

Noch auf dem Flur oben losten wir, ich verlor, Suko durfte als erster unter die Strahlen.

Ich wartete in einem kleinen, aber sehr sauberen Raum, in dem es noch angenehm kühl war. Durch die dicken Mauern wurde ein Großteil der Hitze abgehalten.

Das Fenster war ziemlich klein und nicht durch Läden abgedeckt. Dafür hielt ein kleiner Vorhang die Hitze ab.
Durch einen Spalt schaute ich nach draußen. Die nahen Berge waren zu sehen. Sie schimmerten bläulich und sahen aus wie erstarrte Wellen.
Von dort kam die Gefahr nicht. Sie drang aus der Tiefe in das Reich des Sichtbaren.
Ich dachte an den Friedhof und bekam einen Schauer. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, daß uns dort unten noch entscheidende, aber auch fürchterliche Dinge erwarteten…

***

Gegen neunzehn Uhr öffnete Pablo Grenada seine Bodega. Wir hörten es, als er die Läden zurückklappte und vor seinem Haus Stühle rückte. Suko und ich hockten in meinem Zimmer zusammen und hatten über den Fall gesprochen. Beide waren wir der Meinung, daß wir uns den Friedhof unbedingt näher anschauen mußten, nur wollten wir auch die Gesichter sehen, um die es schließlich gegangen war. Sie waren gewissermaßen der Anfang gewesen.
»Gesichter der Toten«, murmelte ich. »Hast du eine Erklärung, Suko?«
»Noch nicht.«
»Gefangene Geister.«
»Kann auch sein.«
»Wenn ja, woher sind sie gekommen? Weshalb hat man sie gefangen, und aus welchem Grunde hat man sie wieder freigelassen«, spann ich den Faden weiter.
»Vielleicht hat es irgendein Ereignis gegeben«, meinte Suko. Als er meinen verständnislosen Blick sah, redete er weiter. »Etwas, das die Geister dazu getrieben hat, sich zu eigen. Der Junge hat sie doch zuerst gesehen, haben wir gehört.«
»Ein. Gesicht.«
»Gut.« Sukos Blick glitt über die Steine des Fußbodens, als könnte er dort weitere Gesichter erkennen, aber in meinem Zimmer malte sich nichts dergleichen ab.
»Und was, bitte?«
»Was kann Geister locken? Oder wer kann Geister locken? Es gibt durchaus sensitiv und medial veranlagte Menschen, die in der Lage sind, eine Brücke zu schlagen.«
Ich pfiff durch meine Zähne. »Jetzt weiß ich, woher der Wind weht. Du denkst daran, daß jemand aus der Familie Grenada die treibende Kraft sein könnte.«
»Auch.«
»Nicht schlecht.« Ich stand auf und ging zum Fenster. Wir hatten es

geöffnet, die Sonne besaß nicht mehr die sengende Kraft des Mittags. Draußen war es noch immer sehr hell. Staub- und Blütengeruch vermischten sich miteinander.

Beimez war zum Leben erwacht. Ich vernahm die Stimmen, die in den schmalen Gassen besondere Echos bekamen und hörte auch das Brummen von Automotoren.

Suko hatte sich bereits seine dünne Jacke übergestreift, ich griff ebenfalls zu meiner und zog sie an.

»Sollen wir?« fragte er.

Ich hatte nichts dagegen, nach unten zu gehen. Ausgeruht waren wir. Nach dem Duschen hatten wir eine Mütze voll Schlaf genommen. In der Gaststätte lernten wir auch die übrigen Mitglieder der Familie kennen. Die Großmutter, eine noch sehr rüstige und resolute Person, die ihr graues Haar glatt nach hinten gekämmt und es mit einer Spange im Nacken zusammengesteckt hatte. Auch der Enkel turnte herum.

Fernando war neun Jahre alt. Schwarzes Haar wuchs lockig auf seinem Kopf. Ebenso dunkel waren auch seine Augen. Er schaute uns groß an, und für ihn war besonders Suko interessant.

»Kommst du aus Asien?«

»Ja, aus China.«

»Das liegt aber weit weg.«

»Sehr weit sogar.«

Fernando nickte. »Gibt es bei euch auch so komische Gesichter wie hier?«

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Aber wir haben sie. Ich habe sogar…«

Die Großmutter griff ein. Ihr Gesicht zeigte kaum Falten. Daß sie sehr resolut war, bewies sie einen Moment später, als sie ihren Enkel packte und ihn zur Seite stellte. »Du läßt die beiden Señores in Ruhe. Sie haben hier zu tun.«

»Er stört uns nicht«, sagte ich.

»Ach, wissen Sie, die Kinder sind eben etwas wild.« Sie schaute uns an. »Sie wollen also dem Geheimnis der Gesichter auf die Spur kommen, wenn ich mich nicht irre?«

»So ist es.«

»Können Sie das denn?«

Ich mußte lachen. »Das hoffen wir.«

»Ja, ich habe sie gesehen.« Sie nickte. »Und ich habe auch versucht, sie wegzuwischen, aber nichts hat geholfen. Die müssen mit dem Gefüge des Steins eins geworden sein.«

»Haben Sie früher schon Ähnliches erlebt?« wollte ich wissen.

»Nein, nie!«

»Und Sie hatten auch keinen Kontakt zu Dingen, die man mit dem

Begriff unerklärlich umschreiben kann?«
»So ist es.« Sie schaute uns schief an. »Wie meinen Sie das überhaupt? Glauben Sie, daß ich so etwas wie ein Medium gewesen bin?«
»Nicht unbedingt Sie, aber die Gesichter sind da, und es muß etwas geben, was sie motiviert hat, hier zu erscheinen.«
»Ja, ja, ich kann mir denken, worauf Sie hinauswollen.« Sie winkte mit beiden Händen ab. »Da sind Sie bei mir falsch.«
»Wie sieht es mit dem Rest der Familie aus?«
»Keine Ahnung, aber ich glaube nicht, daß mein Sohn oder meine Schwiegertochter sensitiv veranlagt sind. Das hätte ich gewußt. Ich kenne sie beide schon sehr lange.«
»Nun ja, wir werden auf jeden Fall warten, bis die Gesichter erscheinen und dann…« Ich sprach nicht mehr weiter, weil wir von draußen her Stimmen vernahmen.
Zwei Männer redeten heftig aufeinander ein. Der eine war Pablo Grenada, die Stimme des anderen kannte ich nicht. Daß sie nicht gerade Freunde waren, ließ sich aus den Worten entnehmen.
Suko und ich liefen vor das Lokal, wo die beiden Männer unter den Korkeichen standen.
Der Neuankömmling war unwahrscheinlich hager, fast schon eine Bohnenstange. Die Haut war scharf über seine Knochen gezogen, hart stand die Nase vor. Er trug eine Sonnenbrille, bewegte sich hektisch und hielt in der rechten Hand einen Aluminium-Koffer.
»Sie wußten doch, daß ich komme, Señor Grenada.«
»Ja, aber ich kann Sie nicht gebrauchen.«
Der Neuankömmling drehte sich auf der Stelle und preßte seinen Handballen gegen die Stirn. »Was Sie versprochen haben, müssen Sie halten. Ich bin Manuel Menco, nicht irgendwer.«
»Wer ist denn Manuel Menco?« fragte ich dazwischen.
Der dürre Mann mit der Sonnenbrille drehte sich um, starrte uns an und ging einen Schritt zurück. »Sie kenne ich«, sagte er.
»Woher denn?«
»Sie sind nicht von hier.«
»Richtig, Señor Menco.«
»England.«
»Genau.«
Er schnippte mit den Fingern der freien Hand. Seine Beine steckten in schlauchengen Jeans, die helle Jacke zeigte dünne, rote Streifen, das Hemd war ebenfalls rot. »Ein Chinese und ein Weißer. Hä, hä, das hat sich auch bis zu uns herumgesprochen.«
»Wieso? Ich…«
»Lassen Sie mich ausreden. John und Suko.«
Jetzt waren wir beide platt. Suko schaute mich an, ich ihn. Wie war

es möglich, daß man uns in diesem gottverlassenen Nest erkannte? Die meisten Menschen in London wußten kaum etwas von unserer Existenz, aber hier wurden wir identifiziert.

Auch Pablo Grenada stand sprachlos daneben und konnte nur den Kopf schütteln.

»Habe ich recht?« fragte Menco.

»Das haben Sie. Jetzt möchte ich nur einmal wissen, mit wem wir es zu tun haben?«

Menco begann zu lachen. »Das werde ich Ihnen sagen. Ich bin hier in Spanien so etwas, wie Sie in England. Auch ich bezeichne mich als einen Geisterjäger.«

»Und was jagen Sie?«

»Geister, was sonst?«

Ich hob die Augenbrauen. »Nur Geister oder auch etwas anderes?«

Er schlenderte noch näher. »Wie meinen Sie das denn?«

»Es gibt auch noch andere Höllengeschöpfe. Denken Sie an die Vampire, Werwölfe…«

Er winkte ab. »Diese Kameraden sind mir noch nicht über den Weg gelaufen. Vielleicht klappt das noch.« Lachend deutete er auf seinen Alu-Koffer. »Darin befinden sich die Dinge, die ich für eine erfolgreiche Geisterjagd benötige.«

»Und was ist das?« fragte Suko, der ebenfalls interessiert nähergetreten war.

»Sie haben doch sicherlich schon von den geheimnisvollen Geisterstimmen aus dem Jenseits gehört – oder nicht?«

Wir nickten beide.

»Und die Stimmen fing ich eben mit einer hochempfindlichen Elektronik ein. In dem Koffer befinden sich zum Beispiel Richtmikrofone. Hervorragende Geräte, Spitzenleistungen modernster Technik…«

»Klar, wir glauben Ihnen, nur haben wir noch immer nicht von Ihnen gehört, wer Sie tatsächlich sind. Geisterjäger, das akzeptieren wir. Für wen jagen Sie die Geister? Arbeiten Sie vielleicht mit der spanischen Polizei zusammen?«

»Hören Sie auf, nein! Das sind alles Ignoranten. Ich arbeite für einen Sender. Dort habe ich meine eigene Serie. Sie heißt: Unheimliches im Alltag. Wird wahnsinnig gern gehört. Der Name Manuel Menco ist den Leuten ein Begriff, glauben Sie mir.«

Ich wandte mich an Grenada. »Stimmt das?«

»Ja, er hat recht.«

»Und Sie wußten, daß er kommen würde?«

»Er hat natürlich von den Gesichtern erfahren und kündete telefonisch sein Kommen an.«

»Haben sich die Gesichter denn gemeldet?«

Menco hatte meine Frage gehört. »Hören Sie, Señor Sinclair. Es gibt Töne und Laute, die entstehen in einem Frequenzbereich, der für menschliche Ohren nicht hörbar ist, aber für meine Mikrofone. Ich rechne damit, daß wir Stimmen oder klagende Laute hören, wenn sie erscheinen. Warten Sie es ab.«

»Noch sind sie nicht zu sehen«, sagte ich.

Er schaute sich um. »Ich weiß. Vielleicht könnte ich mal einen Test machen?«

»Und welchen?«

Er wandte sich an Pablo Grenada. »Wäre es möglich, wenn ich in Ihre Küche gehen könnte?«

»Was wollen Sie denn dort?«

»Testen, Señor.«

»Meinetwegen – wenn Sie schon einmal hier sind.«

Mencos Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, weil Carmen Grenada an der Tür erschien. Sie hatte sich umgezogen und etwas Schminke sowie Rouge aufgelegt. Das bunte Flatterkleid leuchtete mit den Farben der Blumen um die Wette. Es besaß einen großzügigen Ausschnitt für tiefe Einblicke. Im schwarzen Haar der Frau leuchtete eine rote Spange. Auch Mencos Augen begannen zu leuchten, als er Carmen sah. »Das ist die Señora?«

»Ja, meine Frau.«

»Ich grüße Sie.« Er ging auf Carmen zu und gab ihr einen Handkuß. »Wie kommt soviel Schönheit in einen Ort wie diesen?« fragte er und lächelte breit.

»Sie übertreiben, Señor Menco!«

»Kennen Sie mich?«

»Ich habe zugehört.«

»Ach so. Haben Sie denn etwas dagegen, daß wir Ihre Küche als Testobjekt benutzen?«

»Im Prinzip nicht. Noch wird darin ja nicht gearbeitet.«

»Das meine ich auch. Wenn Sie dann die Freundlichkeit hätten und vorgehen würden…?«

Carmen tat es. Ihr Mann hob ergeben die Schultern und folgte den beiden ebenso wie Suko und ich.

»Glaubst du, daß er etwas erreichen wird?«

»Keine Ahnung.«

»Was hältst du überhaupt von ihm?«

»Ein typischer Mann von der Presse. Einer wie er kommt immer durch. So herrlich unverbindlich.«

»Laß das nur Bill Conolly nicht hören.«

»Es sind ja nicht alle so«, schwächte ich ab.

Menco zeigte sich erstaunt oder spielte den Erstaunten, als er die Küche betrat und gegen die Bretter schaute, die das Loch abdeckten.

»Was ist denn das?«
»Der Zugang zum Keller«, erwiderte Pablo Grenada trocken.
Menco rieb sein knochiges Kinn. »Tatsächlich?«
»Ja.«
Der Reporter und selbsternannte Geisterjäger hob die Schultern, als wäre die Sache für ihn erledigt. Dann stellte er seinen Koffer auf den Tisch und ließ die Verschlüsse hochschnappen. Er grinste uns an, bevor er den Deckel hob.
Wir alle schauten hin, auch Carmen, die neben mir stand. Sie roch nach einem wilden Parfüm, und an ihren Ohrläppchen schaukelten goldene Ringe.
»Das ist vielleicht ein Typ«, flüsterte sie.
»Kennen Sie ihn?«
»Nein, aber seine Sendungen. Hin und wieder höre ich sie. Der jagt tatsächlich im gesamten Land irgendwelchen gespenstischen Ereignissen nach. Wie eben hier bei uns.«
»Eine Erklärung für das Phänomen haben Sie auch nicht?«
»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Wer kann das überhaupt? Vielleicht Sie beide?«
»Das hoffe ich.«
Inzwischen hatte Manuel Menco seinen Koffer ausgepackt. Mikrofone, Regler, Kabel und Kopfhörer lagen sorgfältig sortiert nebeneinander. »Wo ist denn hier die Steckdose? Ohne Saft keine Kraft.«
Er lachte und blinzelte Carmen dabei noch zu.
»Dort«, sagte Pablo. Er deutete auf mehrere Dosen, die sich in der Wand verteilten.
»Das ist gut.« Menco rieb seine Hände. »In der Wand hier waren ja auch die Gesichter zu sehen.«
»Nein, im Fußboden.«
»Stimmt, richtig.« Er winkte ab.
»Spielt auch keine Rolle. Wenn sie sich melden, werde ich ihre Stimmen auch an anderer Stelle vernehmen, das ist sicher.«
Wir ließen ihn in Ruhe. Menco machte es auch nichts aus, daß wir ihn bei seiner Arbeit beobachteten. Im Gegenteil, er schien es lustig zu finden, denn er pfiff oder summte leise vor sich hin, als er seine Geräte einstellte und schließlich die Kopfhörer überstülpte. Das daran angeschlossene Mikrofon war klein und schmal. Es schaute aus seiner Faust wie ein Schlangenkopf.
Auch einen Verstärker stellte er ein. »Wenn ich jetzt um Ruhe bitten dürfte«, wandte er sich an uns.
»Dürfen wir denn atmen?« fragte Carmen.
»Das schon, aber flach«, erwiderte Menco mit ernstem Gesicht.
»Es ist bei mir alles in Ordnung. Bitte auch nicht bewegen. Kein

Schaben mit den Füßen, kein Rascheln der Kleidung, das alles wirkt ungemein störend, wie Sie sich vorstellen können.«

»Sicher.«

Um Menco arbeiten lassen zu können, zogen wir uns zurück. In der offenen Tür blieben wir stehen. Von dort aus konnten wir ihn auch beobachten. Noch einmal überprüfte er seine Geräte, dann fing er an.

Es wirkte irgendwie lächerlich, wie Menco durch die Küche schlich und mit dem Mikro an den Wänden entlangfuhr. Er bewegte es dabei von oben nach unten, aber auch von links nach rechts, so daß er keine Fläche ausließ. Manchmal stand er gebückt, dann richtete er sich wieder auf.

Gäste kamen noch nicht, so daß es auch draußen ruhig blieb. Den kleinen Fernando hatte sein Vater weggeschickt.

Ich schaute mir die Gesichter der Menschen an. Sie alle zeigten eine gewisse Spannung, vermischt mit einer gehörigen Portion Skepsis. Auch ich war noch längst nicht davon überzeugt, daß Menco die Geister auch aufspüren würde.

Noch gab er keinen Kommentar ab. Er strich mit dem Mikrofonkopf nach wie vor an den Wänden entlang und bewegte es sogar kreisförmig.

»Der soll es mal am Fußboden versuchen«, hauchte Suko.

Das war schon zu laut gesprochen. Menco drehte sich um und schüttelte unwillig den Kopf.

Wir blieben in den nächsten Minuten ruhig, die sich zäh hinzogen. Ich schaute hinüber zum Tisch, wo der Verstärker oder Regler stand. Auch dort tat sich nichts. Die Zeiger zitterten nur leicht.

Schwankungen gaben sie nicht ab.

Plötzlich blieb Menco stehen. Rechts von uns, vielleicht zwei Schritte entfernt, schien er etwas gehört zu haben. Wir beobachteten sein Gesicht, das einen gespannten Ausdruck angenommen hatte.

Die Lippen waren noch blasser und dünner geworden, seine Augen hatten einen lauernden Ausdruck angenommen.

Er drehte den Kopf und peilte zu seinen Meßgeräten hin. Wahrscheinlich hatte Menco Schwingungen im Mauerwerk wahrgenommen.

Gespannt warteten wir ab.

Der Geisterjäger wurde jetzt noch vorsichtiger. Er sank zu Boden, ohne daß er Geräusche abgab. Nach wie vor führte er das Mikro dicht an der Wand entlang. Sein Gesicht hatte einen konzentrierten Ausdruck angenommen. Wir sahen sein scharfes Profil, sogar seine Nasenflügel begannen zu zittern.

Dann richtete er sich auf. In seinen Augen lag ein triumphierendes Leuchten.

Ich stellte ihm eine »stumme« Frage. Nur mit den Blicken, die er

verstand. Er nickte.

Im nächsten Augenblick streifte er den Kopfhörer ab, so daß er wieder normal sprechen konnte.

»Haben Sie etwas gehört?« fragte Pablo.

»Klar.«

»Was denn?«

»Stimmen.« Menco hatte eine Gänsehaut bekommen. »Sie haben sich schaurig angehört, als wären sie nicht von dieser Welt. Sie… sie waren einfach furchtbar, so weinerlich, klagend, als hätte jemand ungemein viel zu leiden.«

»Sind Sie sicher?« wollte ich wissen.

»Ja, Señor Sinclair. In dieser Wand steckt etwas, das nicht von dieser Welt ist.«

»Von welcher dann?«

»Aus dem Jenseits. Das müssen die Stimmen der Toten gewesen sein. Die Stimmen der Gesichter.«

»Wie hörten sie sich denn an?«

»Schrecklich«, gab er flüsternd zurück. »So leidend, so unheimlich, einfach schlimm.«

»Darf ich mal?« Ich streckte meinen Arm aus. Er wußte genau, daß ich die Kopfhörer haben wollte.

»Bitte.«

Ich streifte sie mir über. Auch das Mikrofon drückte mir Menco in die Hand. Als er zur Seite ging, hörte ich seine Tritte unangenehm laut als Echos.

Dann wurde es ruhig. Ich schlich leise auf die Wand zu. Das Mikro hielt ich in der rechten Hand und fuhr mit dem silbrig glänzenden Kopf behutsam das Mauerwerk ab.

Zunächst hörte ich nichts, das heißt bis auf einige Fremdgeräusche, wahrscheinlich abgegeben durch das Atmen der Zuschauer. Ich fuhr mit dem Mikro der Decke entgegen – und schrak plötzlich zusammen, denn da hatte ich tatsächlich etwas vernommen.

Laute, die einfach nicht zu den anderen Geräuschen passen wollten. Menco hatte zuvor von einem Klagen oder Weinen gesprochen.

Und genau das bekam ich auf den Kopfhörer.

Ich blieb stehen und hatte dabei das Gefühl, selbst so starr wie das Mauerwerk zu werden.

Das waren Stimmen, eindeutig. Sie klangen unheimlich, geisterhaft. Als ich das Mikro wandern ließ, schaute ich noch einmal zurück. Das Mikrofon war an einen Recorder angeschlossen, der die Stimmen aufnahm. So würden wir sie, wenn Menco sie abspielte, alle hören können.

Sie waren nicht konstant. Es gab genügend Lücken im Mauerwerk. Als ich mich so lautlos wie möglich in Richtung Fenster bewegte,

hörte ich die klagenden, unheimlichen Totenlaute abermals, und auch ich konnte die Gänsehaut nicht vermeiden.

Ich hatte genug gehört, streifte die Kopfhörer ab und überreichte sie Menco.

»Na?« fragte er.

»Er hat recht gehabt«, erklärte ich auch den anderen und wischte Schweißtropfen von der Stirn. »Die Stimmen existieren tatsächlich. Sie dringen aus der Wand.«

»Zweifel ausgeschlossen?« fragte Suko.

»Das weiß ich nicht. Ich kann mich nur darauf verlassen, was ich vernommen habe.«

»Und darauf«, sagte Menco. Er stellte die Kassette ab und ließ den Recorder zurücklaufen. An einer bestimmten Stelle stoppte er ihn, hob einen Finger an und ließ das Band ablaufen, wobei er noch die Lautstärke regulierte.

»Es muß kommen«, sagte er leise. »Sie werden alle die Stimmen hören und wissen, daß ich mich nicht geirrt habe.«

Wir warteten ab. Einige Sekunden verstrichen. Dann vernahmen wir alle die unheimlich klingenden, singenden und jammernden Laute aus dem Totenreich. Es gab keinen unter uns, der nicht eine Gänsehaut bekommen hätte. Das war tatsächlich eine Botschaft aus einer fremden Welt. Die Stimmen drangen aus einer anderen Ebene zu uns, aus dem Geisterreich, der Welt der Körperlosen, der Toten.

Obwohl die Familie Grenada schon einiges hinter sich hatte, konnte sie sich diesmal einer Gänsehaut nicht erwehren. Auch Carmen sah aus, als hätte man ihr Gesicht überpinselt.

Manchmal hörten sich die Stimmen an, als würden die Geister unter starken Schmerzen leiden. Sie klagten, sie schrieen leise, sie standen einfach unter einem großen Druck.

Menco schaltete das Gerät aus. Er nickte uns zu. »Das wird eine Sendung«, flüsterte er. »Geisterstimmen, die nicht nur ich gehört habe, auch andere Zeugen.«

»Aber die Gesichter sind nicht erschienen.«

Menco lachte und wandte sich an Pablo Grenada. »Sie werden bestimmt noch erscheinen, oder nicht?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Warten wir die nächsten Stunden ab.« Menco sah sehr zufrieden aus, als er seine Geräte wieder im Koffer verstaute.

Ich verließ die Küche und ging nach draußen, wo die Tische und Stühle standen. Einige Gäste schlenderten herbei. Sie nahmen schon unter den Bäumen Platz, schauten uns skeptisch an, aber wir wollten im Haus bleiben und abwarten, ob sich dort etwas tat.

Rosa Grenada erschien. Auch sie hatte inzwischen erfahren, was sich in der Küche ereignet hatte. »Ich bin sicher«, flüsterte sie, »daß heute

die Gesichter wieder erscheinen.«

Menco hatte ihre Worte gehört. »Das wollen wir doch hoffen. Die will ich nämlich noch filmen.«

»Geister?« fragte Suko.

»Klar.«

»Und das wissen Sie genau?«

Er nickte heftig. »Wenn ich sie höre, kann ich sie auch filmen. So, jetzt werde ich arbeiten.« Menco suchte sich einen Tisch in der Ecke aus, wo er ungestört hockte. Er sprach seinen ersten Bericht auf Band, und zwar mit einer Stimme, die vor Spannung vibrierte. Eben der Profi aus dem Mediengeschäft.

Wir kümmerten uns nicht um ihn. Suko schlug vor, draußen die Plätze einzunehmen.

»Und die Gesichter?«

»Da sagt man uns bestimmt Bescheid. Außerdem habe ich Hunger. Diese Rosa Grenada sieht aus, als würde sie tatsächlich kochen können.«

Ich war einverstanden. Menco ließen wir seinen Bericht sprechen.

Auf uns wartete der Garten.

Fröhlich wurde es nicht, obwohl im Laufe der Zeit mehr Gäste eintrafen. Wir hatten das Gefühl, als wären sie nur erschienen, um etwas zu erleben. Sie unterhielten sich zwar, zwischendurch aber schauten sie immer wieder auf die Front der Bodega, als würden sich im äußeren Mauerwerk die Gesichter abzeichnen.

Wir hatten Essen bestellt. Eine Fischsuppe. Dazu tranken wir Wein, allerdings nicht zuviel, wir wollten nüchtern bleiben.

Hin und wieder kamen Mitglieder der Grenada-Familie zu uns an den Tisch, erkundigten sich nach unserem Wohlbefinden und erklärten, daß sich noch keine Gesichter gezeigt hatten.

Auch Menco erschien. Er war happy. »Den Anfang habe ich im Kasten«, flüsterte er. »Jetzt bin ich gespannt, wie es weitergeht. Ich war zweimal in der Küche, aber die Gesichter haben sich nicht gezeigt.«

»Wie sieht es denn in der Bodega aus?« fragte ich.

»Die ist leer. Die Leute sitzen alle draußen. Als hätten sie Furcht davor, den Raum zu betreten. Man kann es ihnen auch nicht verdenken. Ein normaler Mensch, der von Geistern nichts weiß, denkt eben anders darüber.« Er stand auf. »Ich mache mal einen kleinen Rundgang. Jetzt lohnt es sich, wo die Hitze nachgelassen hat.«

In der Tat war es frischer geworden. Von den Bergen fuhr der Abendwind in die Täler und brachte eine leichte Kühlung mit. Über uns bewegten sich die Blätter der Bäume. Nicht weit entfernt brannten zwei einsame Laternen. Ihr Licht wurde von den glänzenden Seiten des Laubs reflektiert.

Wir warteten.

Einer der neu angekommenen Gäste hatte eine Gitarre mitgebracht. Er fing an, darauf zu klimpern. Keine richtige Melodie, mehr Improvisation, aber es gefiel mir.

Ich schloß die Augen, genoß den sanften Wind, den Geruch der Blüten und auch die Klänge der Gitarre.

Da kam Urlaubsstimmung auf, bis zu dem Augenblick, als mich Suko anstieß. Ich öffnete die Augen und sah, daß er zum Eingang deutete, wo ebenfalls eine Lampe brannte. In ihrem Schein tanzten unzählige Insekten. Unter der Lampe stand Carmen Grenada. Ihrem Gesichtsausdruck sahen wir an, daß etwas passiert war.

Wir standen auf.

Niemand hatte sie bisher bemerkt. Ihr Mann bediente drei Tische weiter und mußte sich zu den Gästen setzen.

Menco war auch nicht zu sehen, wir aber standen auf und gingen auf Carmen zu.

Ihre Augen waren groß geworden. In den Pupillen schimmerte das Licht der Lampe. »Sie… sind da«, hauchte sie.

»Wo?« fragte ich.

»Nicht… nicht nur in der Küche. Auch hier … in der Bodega. So etwas ist noch nie zuvor geschehen …«

***

Da sie von sich aus keinen Platz machte, schob Suko Carmen zur Seite und betrat das Lokal als erster.

Das Licht hielt sich, was seine Stärke anging, in Grenzen. Es schien nicht in sämtliche Ecken oder Winkel, reichte jedoch aus, um uns das erkennen zu lassen, von dem Carmen Grenada gesprochen hatte.

Die Gesichter waren da.

Nicht nur auf dem Fußboden zeichneten sie sich ab. Da sahen wir zwei, drei Abdrücke, entdeckten auch welche auf der Wand, die der Theke gegenüberlag.

Sogleich kam Rosa aus der Küche. Die ältere Frau war hochrot im Gesicht und aufgeregt. »Hier auch?« keuchte sie, als sie abrupt stehenblieb. Ihre Hand fuhr hoch zum Mund, die Fläche preßte sie gegen die Lippen.

»Ja, hier auch«, sagte Carmen.

»Por Dios, jetzt sind sie überall!« flüsterte die Frau. »Sie sind einfach überall. In der Küche, in…«

»Wie viele?« fragte ich.

»Drei.«

»Hier sind fünf, macht zusammen acht.«

»Was wollen Sie jetzt tun?« hauchte Carmen, die zurückging, sich jedoch davor hütete, auf eines der Gesichter im Boden zu treten.

»Sie mir genauer anschauen, Señora. Schließlich ist es das erste Mal, daß wir sie sehen.«

Suko und ich nahmen uns die Wände zuerst vor, auf denen sich die drei Gesichter verteilten.

Ich konnte nicht erkennen, ob es sich bei dem Umriß, den ich betrachtete, um einen Mann oder eine Frau handelte. Das Gesicht erschien mir geschlechtslos. Es sah aus wie gemalt. Keine scharfen Umrisse, die Konturen waren weich gehalten und sahen so aus, als würden sie an ihren Rändern einfach wegschwimmen.

Augen, Nase und Mund konnte ich trotzdem erkennen. Die Augen wirkten dabei so, als wäre aus ihnen Schminke gelaufen, die sich auf den Wangen verteilt hatte. Tropfenaugen.

Die Lippen waren verzogen. Sie bildeten einen Halbmond mit den Enden nach unten.

Kein Gesicht, das Frohsinn zeigte. Im Gegenteil, dem Ausdruck nach zu urteilen, mußte es Schmerzen erleiden.

Die Wand der Bodega war weiß getüncht worden. Auf diesem Untergrund zeichneten sich die Gesichter besonders gut ab. Am Boden sah es anders aus, da waren sie nicht so gut zu sehen.

Ich versuchte es und strich mit der Hand darüber hinweg.

Vielleicht gab das Gesicht eine Aura ab, die selbst ich spürte, das allerdings war nicht der Fall.

Ich konzentrierte mich auf den Mund. Das Seufzen oder Wehklagen konnte ich nicht hören, auch die Lippen zitterten nicht.

Meiner Ansicht nach blieb es stumm.

Zeit verstrich.

Ich drehte den Kopf. Carmen stand wie angewachsen nahe der Theke, während Suko, ebenso wie ich, dabei war, das Gesicht in der Wand zu untersuchen. Auch er zeichnete mit seinen Fingerkuppen die Umrisse nach, ohne jedoch etwas zu fühlen oder zu spüren, wie mir sein Kopfschütteln zeigte.

»Ich nehme das Kreuz«, wisperte ich ihm zu.

»Und dann?«

»Mal sehen.«

Schon als es auf meiner Handfläche lag, merkte ich, daß sich etwas tat. Eine leichte Erwärmung des Metalls war festzustellen. Weiterhin glänzte es an den Enden auf, als würden Lichtreflexe darüber hinwegstreichen. Das sah nicht schlecht aus.

Sehr behutsam brachte ich meinen Talisman in die Nähe des Abdrucks. Jetzt mußte eigentlich etwas geschehen.

Und es geschah was!

Die Züge zitterten. Sie sahen für einen Moment aus, als wollten sie zerfließen, dann hatte ich den Eindruck, als hätte jemand über die Stelle hinweggewischt, an der sich das Gesicht im Mauerwerk zeigte.

Es zog sich zurück. Für mich sah es so aus, als würde es tiefer in das Gestein hineindrängen.

Für die Dauer einiger Sekunden sah ich es noch, dann war es verschwunden und tauchte auch nicht mehr auf.

Ich drehte mich um.

Suko hatte mich beobachtet. Die anderen beiden Gesichter befanden sich noch in der Wand. Ich ging auf meinen Freund zu, das Kreuz hielt ich fest, und Carmen starrte darauf, als wäre es ein Geist.

»Das Kreuz vertreibt sie«, flüsterte ich meinem Freund und Kollegen zu. »Was sagt dir das?«

Er hob die Schultern. »Die Gesichter scheinen von Weißer Magie nicht viel zu halten.«

»So ungefähr.«

»Willst du sie alle vertreiben?«

»So ist es.«

Ich brauchte nur in die Nähe der Abdrücke zu gelangen und bekam mit, wie sie sich fast fluchtartig zurückzogen.

Carmen Grenada blieb unsere Zeugin. Sie konnte nur den Kopf schütteln und flüsterte: »Daß so etwas möglich ist. Nein, das hätte ich nicht gedacht.« Sehr bedächtig, als würde sie noch üben, ließ sie sich auf einem in der Nähe stehenden Stuhl nieder und wischte über ihr Gesicht.

Dann erschien Pablo. »Wir brauchen Wein, Carmen. Wo bleibt denn die Bestellung? Du bist…« Er verstummte, als er uns sah. Da wußte er Bescheid. »Sie waren da?«

»Si.«

»Wo denn?«

»Hier!« flüsterte Carmen.

Pablo wollte es nicht glauben. »Aber das ist doch noch nie geschehen. Nie zuvor.«

»Doch«, sagte Suko. »Wir haben sie gesehen und auch vertrieben.«

Grenada strich über sein Gesicht und knetete die Haut. »Sie haben die Gesichter vertrieben?«

»Durch mein Kreuz«, sagte ich.

Er überlegte. »Was kann das heißen?«

»Zumindest stehen sie auf einer Seite, die man als die des Bösen bezeichnen kann.«

»Die Totenwelt?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, Señor Grenada.«

»Wie?«

»Ob es wirklich die Welt der Toten ist oder eine andere Dimension, das ist eben die Frage.«

Er schabte über seinen Kopf. »Sie behaupten dann, daß es auch noch

andere Dimensionen gibt?«

»So ist es.«

»Wie denn?«

Ich winkte ab. »Es hat keinen Sinn, jetzt lange zu erklären. Am besten wird es sein, wenn Sie und Ihre Frau der Arbeit nachgehen, als wäre nichts gewesen. Auch Ihre anderen Gäste brauchen nichts zu merken. Wir übernehmen den Rest.«

»Waren Sie denn schon in der Küche?«

»Nein, noch nicht. Da ist Ihre Mutter.«

Carmen hatte ihre Scheu überwunden und ging hinter die Theke, wo sie damit begann, Krüge zu füllen. Ein Gast erschien an der Tür.

Er beschwerte sich lautstark darüber, daß sein Durst immer größer würde, und er nichts bekam.

Carmen Grenada sorgte für schnelle Abhilfe, während Suko und ich den Weg zur Küche einschlugen.

»Mich wundert nur«, sagte ich, »daß sich unser Freund Menco nicht gezeigt hat.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Wahrscheinlich ist er so high, daß er etwas auf eigene Faust unternehmen wird. Ich erinnere mich, daß er sich die Bohlen in der Küche sehr genau angesehen hat.«

»Dann wird er im Keller sein.«

»Vielleicht auch auf dem Friedhof, wenn es ihm gelungen ist, den Zugang zu finden.«

Suko bekam einen starren Blick. »Meinst du, daß…«

Wir betraten die Küche und blieben stehen, wie vor eine Wand gelaufen. Mitten auf dem Boden lag Rosa Grenada und rührte sich nicht mehr. Sie war tot…

***

Ich erreichte die Liegende mit einem Sprung, ließ mich auf die Knie fallen und konnte erkennen, daß man die Frau erwürgt hatte. Die Abdrücke liefen wie Streifen um ihren Hals.

Suko hatte sich dorthin gestellt, wo eigentlich die Bretter den Zugang hätten verdecken müssen. Das war jetzt nicht mehr der Fall.

Jemand hatte sie weggezogen.

Ich brachte mein Gesicht nahe an das der alten Frau heran, fühlte nach der Halsschlagader und schrak plötzlich zusammen, als ich das Zucken an der dünnen Fingerkuppe spürte.

Rosa lebte doch noch!

Es war wie ein Wunder. Ich rief Suko. Gemeinsam begaben wir uns daran, die Frau durch Mund-zu-Mund-Beatmung und Herzmassage ins Leben zurückzuholen. Sie hatte auf der Kippe gestanden, wir arbeiteten uns unheimlich vor, gaben nicht auf, schufteten regelrecht,

und das Wunder gelang. Ihr Herz begann wieder zu schlagen.
Später waren wir schweißgebadet, als die Frau plötzlich die Augen aufschlug, uns sah, nichts begriff, aber mit einer krächzenden Stimme fragte: »Ich lebe?«
»Ja, Sie leben.« Ich hob ihren Kopf an. Suko hatte ein Kissen besorgt und legte es ihr als Stütze hin. Die Frau bat um ein Glas Wasser, das ich ihr holte.
Sie trank es leer. Manchmal würgte sie, rang auch schwer nach Atem, aber sie gehörte zu den Menschen, die ungemein zäh waren, trotz ihres Alters.
Schließlich bat sie, sich hinsetzen zu dürfen. Wir hoben sie gemeinsam hoch. Laufen konnte sie noch nicht, dazu war sie zu schwach. Zudem rieb sie ständig ihren Hals, wo die Klauen zugedrückt hatten. Natürlich lagen uns zahlreiche Fragen auf der Zunge, aber wir wollten abwarten, bis Rosa Grenada von sich etwas sagte.
Das tat sie auch. »Er… er kam an …« Die einzelnen Worte waren stets durch keuchende Laute unterbrochen. »Er war plötzlich da und wollte in den Keller.«
»Wer?« fragte Suko.
»Dieser Reporter.«
Wir nickten uns zu. Also Manuel Menco. Wer hätte es auch anders sein können?
»Was geschah genau?«
»Ich wollte ihn nicht lassen, aber er versuchte, mich zu überreden. Dann erschienen plötzlich die Gesichter. Schwach nur, aber sie waren da. Im gleichen Moment veränderte sich der Mann. Er war wie von Sinnen, sprang auf, wollte in den Keller, ich hielt ihn fest und da… da hat er mich gewürgt.« Sie starrte uns an. Jetzt schwammen ihre Augen im Tränenwasser. »Ich … ich dachte, sterben zu müssen, zu ersticken. Es war einfach schlimm. Er würgte mich, ich fiel, er ließ mich nicht los, dann wußte ich nichts mehr. Alles war aus…«
»Als wir Sie fanden«, sagte Suko, »dachten wir auch, eine Tote zu sehen. Sie rührten sich nicht. Es war wirklich knapp. Sie sind dem Totengräber im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen. Der hatte schon seine kalten Totenklauen ausgestreckt.«
Rosa nickte und betastete wieder ihren Hals. »Was werden Sie denn jetzt machen?«
»Wir schauen uns den Friedhof an. Deshalb sind wir ja gekommen und…«
Pablo erschien in der Küche. »Mutter, die Leute aus Cordoba sind gekommen. Sie wollen zunächst eine Riesenschüssel Salat essen. Kannst…?« Erst jetzt fiel ihm auf, wie blaß seine Mutter war.
»Um Himmels willen, was ist los mit dir?«
»Sie wäre fast tot gewesen«, sagte ich.

Dann erfuhr der schreckensbleich gewordene Mann eine Geschichte, die ihn nur den Kopf schütteln ließ. Er umarmte seine Mutter, küßte sie mehrmals auf die Wangen und den Mund. Eine rührende Szene. Wir standen daneben, schauten zu, auch die ältere Frau weinte, und sie besaß eine unwahrscheinliche Energie, denn sie wollte tatsächlich weitermachen.

»Das müssen wir, Pablo. Die Gäste dürfen nichts merken. Alles soll normal sein.«

Pablo erhob sich. Er zitterte plötzlich vor Wut. Seine Hände hatte er zu Fäusten geballt. »Wenn ich dieses Schwein in die Finger kriege, bringe ich ihn um. Menco, du Hund, du…«

»Langsam, Señor Grenada, langsam. Menco kann unter dem Einfluß einer anderen Kraft gestanden haben.«

»Spielt das eine Rolle?« fuhr er uns an.

»In diesem Fall schon. Man kann manchmal die Menschen für gewisse Taten nicht zur Verantwortung ziehen. Sie sind einfach zu schwach, um gegen die Kräfte einer anderen Welt anzukommen. Das ist nun mal so, und so wird es immer bleiben.«

Grenada hob die Schultern und deutete dabei auf die weggeräumten Bretter. »Er ist unten, wie?«

»Ja«, sagte Suko. »Und er hat es geschafft, den Eingang zum Friedhof zu entdecken.«

»Dann ist er schon dort?«

»Wir gehen davon aus.« Ich warf einen Blick zur Uhr. »Jedenfalls bin ich der Ansicht, daß wir nicht mehr länger hier in der Küche bleiben sollen. Oder?« Ich schaute Suko an.

»Wegen mir können wir.«

Pablo und seine Mutter wünschten uns viel Glück. Das konnten wir auch brauchen.

Vor der Öffnung war Suko stehengeblieben. »Da, John, schau dir das an.« Er leuchtete unten gegen das offene Quadrat. Ein starker Balken lag quer darüber. In seiner Mitte war ein Seil fest verknotet.

An ihm hatte sich Menco nach unten gelassen.

Den gleichen Weg wollten auch wir nehmen. In den Keller konnten wir hineinspringen und landeten auf dem harten, im Lichte unserer Lampen graugrün schimmernden Fels.

»Wer zuerst?« fragte ich.

Suko machte den Anfang. Er steckte seine Lampe zwischen die Zähne und glitt in die Tiefe.

Ich wartete noch und hörte über mir die Stimme des Pablo Grenada. »Alles Gute…«

»Danke.«

Suko war mittlerweile gelandet. »Du kannst kommen, John. Hier ist alles klar.«

»Okay.« Der Balken wackelte etwas und bog sich auch durch, als er mein Gewicht spürte. Ich umklammerte das Seil. Es war rauh und schabte über meine Handflächen.

Stück für Stück hangelte ich mich in den Schacht. Die Luft verschlechterte sich, je tiefer ich vordrang. Manchmal stieß ich mit den Knien auch an die feucht schimmernden Wände.

Vom Grund her leuchtete mir Suko entgegen, so daß ich nicht nur in die Finsternis hineintauchte. »Du hast es gleich geschafft, John«, meldete er sich.

Den Rest sprang ich. Suko ging zur Seite, damit ich nicht auf seinen Zehen landete.

»Willkommen«, sagte er.

»Wo?«

»Auf dem Friedhof oder im Land der Toten. Ich bin gespannt, was uns hier erwartet.«

»Ich auch«, erwiderte ich…

***

Es wunderte uns schon, wie unterschiedlich Welten sein konnten, die so dicht beieinander lagen.

Über uns die normale Welt und jetzt, wo wir beide nebeneinanderstanden, eine völlig andere, ein anderes Land, eine fremde Atmosphäre, in die der Hauch des Grauens hineingefahren war.

Friedhöfe sahen meist irgendwie gleich aus. Gräberfelder mit Steinen oder Kreuzen, dazwischen mehr oder weniger gepflegte Wege, beschattet von Bäumen und trotz eines hellen Sonnenscheins düster wirkend.

Das traf auf diese Welt nicht zu. Es war ein Areal der Steine, der Felsen. Ein unterirdisches Land ohne Wege. Wenn wir die Welt erkunden wollten, mußten wir über das nackte Gestein schreiten.

Aber nicht nur Steine, Buckel und Felsen entdeckten wir, es gab auch etwas anderes zu sehen.

Schief stehende und mit dem Untergrund verbundene steinerne Felskästen, die keinen Deckel oder keine Oberfläche besaßen und offen waren. Ich brauchte nur wenige Schritte nach links zu gehen, um einen dieser Kästen zu erreichen.

Der Kegel meiner kleinen Lampe strich an der Außenseite entlang, bis er den Rand erreicht hatte. Ich reckte mich ein wenig und konnte in den Kasten hineinschauen.

Er war leer!

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, eine vermoderte Leiche zu sehen, über die Leere wunderte ich mich doch.

Suko hatte mittlerweile einen anderen Kasten untersucht und rief mir

zu, daß er ebenfalls nichts gefunden hatte.
»Ich auch nicht.«
»Darin muß doch mal jemand gelegen haben, zum Henker!« Unsere Stimmen klangen, auch wenn wir normal sprachen, hallend nach.
»Keine Ahnung, Suko.«
»Vielleicht die Körper, die zu den Gesichtern gehören.« Er räusperte sich und verließ seinen Platz.
Seine Sohlen schleiften über das Gestein. Die Luft stank nach Feuchtigkeit und Moder. Wenn die Lichtlanzen der Lampen über bestimmte Stellen des Gesteins hinweghuschten, blendeten oder schimmerten sie plötzlich auf. Ich ließ den Strahl kreisen und leuchtete so tief wie möglich in dieses unterirdische Gebiet hinein, ohne allerdings ein Ziel treffen zu können. Diese Welt war eine schweigende. Wenn sie ein Geheimnis verbarg, würde sie es auch für sich behalten.
Suko war schon weitergegangen. Er wirkte auf mich wie ein sich bewegender Schatten. »Ich habe das Gefühl, John, als könnten wir stundenlang hier umherirren.«
»Und was ist mit Menco? Hat er sich verlaufen?«
Suko lachte leise. »Wie ich den kenne, hält er sich versteckt. Oder er ist über seine eigene Neugierde gestolpert.«
»Das kann auch sein.«
Wenn sich Manuel Menco in der Nähe aufhielt, hätte er uns eigentlich hören müssen, doch wir bekamen keine Antwort. Entweder hatte er es tatsächlich vorgezogen zu verschwinden, oder er hielt sich in der Nähe verborgen und lauerte.
»Wie schätzt du Menco ein?« fragte Suko. »Als einen Freund oder als Deinen Feind?«
»Eher Feind.«
Der Inspektor nickte. »Weshalb aber dann dieser Sinneswandel bei ihm? Hast du eine Erklärung dafür?«
»Nein.«
»Ich auch nicht«, gab er zu.
Wir blieben jetzt zusammen, als wir tiefer in diese unwirkliche, unterirdische Stein- und Felsenwelt eindrangen. Der Geruch von Verwesung wehte über allem. Moder, Tod, Vergänglichkeit.
Knochen oder Skelettreste entdeckten wir nicht, sosehr wir auch in die Runde leuchteten, damit uns nichts entging.
Ab und zu strahlte ich in die Höhe, wo der Lichtkegel dann die Decke über uns traf.
Sie war nie glatt, zeigte Ecken, Vorsprünge, Kanten. Auch dort hatte die Feuchtigkeit einen Schleier über das Gestein gelegt, so daß unser Licht reflektiert wurde.
»Es ist zum Heulen«, flüsterte Suko. »Kein Hinweis auf die, die

einmal hier gelegen haben könnten.«

»Aber es gibt die Bilder…«

Noch immer waren mir die Gesichter ein Rätsel. Ich wußte nicht, weshalb sie erschienen waren. Man konnte spekulieren. Vielleicht waren die Körper, zu denen sie einmal gehört hatten, im Laufe der langen Jahre vollständig vermodert und nur mehr Knochenmehl, das sich in den Spalten oder den offenen Steinsarkophagen festgesetzt hatte und für uns unsichtbar geworden war.

Wenn das stimmte, so fragte ich mich weiter, wer hier unten begraben worden war.

Zwischen Suko und mir befand sich etwa ein Abstand von zwei Yards. Ich leuchtete nach links, er nach rechts, und Suko hatte das Glück, etwas zu entdecken.

»John!« zischte er.

Sofort blieb ich stehen. Ich leuchtete in die gleiche Richtung, in die auch Suko strahlte, und entdeckte ebenfalls das goldene Schimmern im Gestein.

Das war nicht normal…

Die Lichtkegel hielten wir auf das Ziel gerichtet, als wir uns ihm näherten. Schon einige Schritte davor erkannten wir, daß es sich um eine Schrift handelte, die wir entdeckt hatten.

Sie war in das Gestein am Boden eingehämmert und mit Goldstaub unterlegt worden.

Um besser lesen zu können, gingen wir in die Knie. Beide Lichtspeere wanderten über die Buchstaben hinweg.

»Das ist Latein«, hauchte Suko.

Ich nickte, bevor ich den Text halblaut vorlas und ihn gleichzeitig übersetzte.

»Wehe dem, der die Warnung mißachtet und den Schädel sucht. Er wird die Geister der toten Wächter aufwecken, die ihn mit hineinziehen in ihr schreckliches Reich. Der Schädel soll an dieser Stelle bleiben, bis die Voraussagungen erfüllt sind.«

Ich schaute Suko an, er blickte mir ins Gesicht, und beide sahen wir ziemlich ratlos aus.

»Verstehst du das, John?«

»Nein. Ich weiß nur, daß es um einen Schädel geht.«

»Klar. Nur wem gehört er?«

»Wir müssen ihn finden.«

»Vielleicht klebt da noch ein Namensschild daran – oder?«

Ich las den Text noch einmal vor, damit wir auch darüber nachdenken konnten. Mich störte das Wort Voraussagen. Was war damit gemeint worden? Wer sagte etwas voraus?

Auch Suko sinnierte darüber nach. »Ein Zukunftsdeuter«, sagte er leise. »Etwas anderes kann ich mir unter dem Schädel, den wir noch

immer nicht gefunden haben, nicht vorstellen.«

Ich winkte ab. »Da gibt es viele.«

»Ja, aber der hier muß bedeutend gewesen sein.« Der Inspektor schaute nach links und rechts. »Mir scheint, daß wir hier vor einer Grenze stehen.«

»Willst du rüber?«

»Klar.«

Ich dachte an die Warnung und wunderte mich, daß nichts passierte, als wir die unsichtbare Grenze überschritten.

Auch die Umgebung veränderte sich nicht. Nach wie vor blieb das Grauen bei uns. Ich hatte mein Kreuz auf die Handfläche gelegt und schaute mir den Talisman genau an.

Er gab mir oft genug ein Zeichen, daß sich etwas Unheimliches, Schwarzmagisches in der Nähe befand. Jetzt aber blieb es ruhig. Nur das Silber sah dunkler aus als sonst. Das konnte durchaus an den herrschenden Lichtverhältnissen liegen.

»Spürt es was?« fragte Suko leise.

»Ich weiß nicht…«

Die Luft hatte sich etwas verändert. Sie war kühler geworden und strich manchmal als kälterer Hauch über unsere Gesichter.

Das war auch Suko aufgefallen, der stehenblieb und zur Decke hochschaute. »Ich habe das Gefühl, als würde hier irgendwo ein Luftloch oder ein Kamin existieren.«

Obwohl wir die Decke sorgfältig ableuchteten, eine Öffnung entdeckten wir nicht.

Aber der Hauch drang auch von vorn gegen uns, und wir stellten fest, daß der Untergrund etwas anstieg. Wie bei einer sehr flachen Böschung. Nur konnten wir kein Ende entdecken.

Die Lichtlanzen wiesen uns den Weg. Wie Finger tasteten sie über den Boden – und strahlten plötzlich darüber hinweg. Es gab dafür nur eine Erklärung.

Genau dort, wo das Licht über einen Rand oder was immer es sein mochte, hinweggeglitten war, mußte sich eine Mulde oder ein kleines Tal befinden.

Wir beschleunigten unsere Schritte, erreichten tatsächlich die höchste Stelle und konnten in einen flachen Trichter hineinschauen, in dessen Mitte jemand stand, die Arme halb erhoben hatte, um sein Gesicht vor der Blendung zu schützen.

Es war Manuel Menco!

Sekunden verstrichen. Neben ihm stand sein Koffer. Vom Gesicht waren nur das Kinn und der Mund zu sehen, alles andere hielt er verdeckt. »Hört auf!« rief er laut. »Weg mit der Lampe…«

»Gut, Señor Menco!« rief ich zurück. »Dann werden Sie uns auch sagen, was Sie hier unten zu suchen haben.«

»Die Toten!« schrie er zurück. »Ich suche die Geister der Toten. Sie sind es gewesen, die Kontakt mit mir aufgenommen haben. Sie leben noch, sie existieren noch, sie umgeben mich als Geister.«

Während seiner Worte hatten wir die Strahlen unserer Lampen gesenkt. Trotz der vor dem Gesicht schwebenden Hände hatte er es bemerkt. Jetzt senkte er die Arme.

Rechts und links von ihm berührten die Lichtlanzen den Boden.

Er schaute zu uns hoch. Wenn er uns sah, dann höchstens als Umrisse. »Geht!« rief er. »Geht weg! Hier ist alles verflucht. Die Voraussage darf nicht eintreffen. Geht schnell…«

»Welche Voraussage denn?«

»Die Befreiung der Geister. Sie hüten ihn. Sie sind seine Bewacher, das weiß ich nun.«

»Und wen bewachen sie?« fragte ich.

Da lachte er lauthals. Er bewegte sich ruckartig wie eine Puppe.

»Sie bewachen den Schädel. Habt ihr das nicht gewußt?«

»Nein. Wir wissen nicht einmal, wo sich der Schädel befindet?«

Wieder lachte er. »Ich aber weiß es, denn ich habe ihn gefunden. Ich, Manuel Menco, habe den Schädel gefunden. Gebt genau acht.«

Er ging einen Schritt zur Seite.

Somit hatte er die Sicht für einen Totenschädel freigemacht, der seinen Platz auf dem Boden gefunden hatte.

Das jedenfalls dachten wir im ersten Augenblick, bis wir erkannten, daß der Knochenschädel auf einer Felsplatte stand.

Im Licht unserer Lampen hatte er an Bleichheit verloren und schimmerte irgendwie golden auf.

»Das ist er?« rief ich.

»Ja. Ihr habt ihn gesehen, ihr habt die Geister gestört. Das soll euch genügen. Nicht mehr Unheil, nicht eine noch größere Katastrophe. Laßt ihn in Ruhe. Ich habe damit zu kämpfen…«

»Wir werden ihn uns ansehen, Menco«, erklärte ich. »Schließlich sind wir seinetwegen gekommen. Wir wollen herausbekommen, was in dieser verdammten Grabstätte alles geschehen ist.«

»Es sind die Gräber der Wächter. Es ist das Refugium des Grauens, des Unheimlichen. Kein Mensch soll sich hierher verirren. Wenn er es trotzdem tut, ist er dem Tod geweiht.«

»Wie Sie, Menco?«

»Nein, nicht ich. Denn ich habe gewußt, was mich erwartet. Ich hörte die Stimmen als erster, als ich die Gesichter in der Wand vermutete. Sie sprachen zu mir, sie lockten mich. Ich bin der Befreier, der erste, der den Schädel fand.«

Suko stieß mich an. »Los, wir müssen uns das Prunkstück mal aus der Nähe ansehen.«

Noch gaben wir uns sehr optimistisch. Viel passiert war schließlich

nicht. Und Totenschädel hatten wir schon oft genug zu Gesicht bekommen, ohne daß uns dies noch groß aufgeregt hätte.

Menco tat zunächst nichts, als wir den flachen Hang der Steinmulde hinabschritten. Wahrscheinlich war er zu überrascht, denn damit hatte er wohl nicht gerechnet.

Dann bewegte er sich. Menco ging einen Schritt zurück und streckte uns seine Arme mit den gespreizten Händen entgegen.

»Nein, Sie sind wahnsinnig. Was wollen Sie überhaupt? Sie dürfen nicht in seine Nähe kommen. Der Schädel ist kostbar…«

»Keine Sorge, wir werden ihn schon nicht zerstören!«

»Ich habe jahrelang nach ihm gesucht!« schrie er. »Das habe ich nicht alles umsonst getan, verdammt!«

Er rannte plötzlich auf uns zu.

Ich hob meine Lampe an, zielte gegen sein Gesicht und sah es als eine kalte Fratze in dem hellbleichen Kegel. Sein Mund stand offen, in den Augen leuchtete die Gier, dann sprang er mich plötzlich an und wollte mir beide Hände ins Gesicht stoßen.

Ich hämmerte die Arme zur Seite, er rutschte aus, fiel, wollte wieder hoch, als Suko eingriff.

Blitzschnell packte er zu, riß ihn auf die Beine und verdrehte ihm den Arm.

Wimmernd und speiend blieb Menco in dieser Haltung. »Ihr… ihr seid unwürdig!« keuchte er. »Nur die Würdigen dürfen den Schädel anfassen und ihn auch besitzen. Nur die Würdigen, nicht ihr …«

Ich achtete auf jedes seiner Worte, während Suko den Mann vorstieß, so daß wir zu dritt das Ziel erreichten.

Aus der Nähe betrachtet, wirkte er ziemlich groß. Er war tatsächlich etwas Besonderes. Stammte er überhaupt von einem Menschen ab, oder war er von Künstlerhand geschaffen worden? Einen so außergewöhnlichen Totenschädel hatte ich bisher noch nie gesehen.

Ich umschritt ihn. Auch die Rückseite war völlig glatt. Nicht ein Riß durchschnitt die Platte oder andere Stellen. Er stand auf einer steinernen Unterlage. In den Augenhöhlen und Nasenlöchern schimmerte ein geheimnisvolles Dunkel, das anders war als das in der Höhle.

Ich leuchtete in die Augenhöhlen hinein. Diesmal kam es mir vor, als hätte die Schwärze im Innern des Schädels einen Grünschimmer bekommen. Auch nicht sehr hell, eher finster und drohend. Schon kompakt, vergleichbar mit einer Knetmasse.

Suko stand einige Schritte entfernt. Er hielt noch immer seinen Gefangenen im Griff, der schwer atmete und in seiner gebückten Haltung den Kopf zu mir gedreht hatte.

»Was ist los, Menco? Was haben Sie? Was ist mit diesem Schädel? Reden sie endlich!«

»Nein, nicht. Sie versündigen sich. Sie wecken die Geister, die sich furchtbar rächen werden…«

»Wann wecke ich sie?«

»Wenn Sie den Schädel berühren. Das dürfen Sie nicht. Er ist zu wertvoll, er ist einmalig.«

»Und wieso? Kennen Sie den Mann oder die Gestalt, die einmal zu dem Schädel gehört hat?«

»Ja, ja, ich bin der Spur nachgegangen. Es war alles falsch, glaube ich.«

»Was war falsch?«

»Die Historie. Er ist nicht in Italien umgekommen, sondern hier in Spanien. Vielleicht hat man ihn auch hierhergebracht.«

»Wer hat ihn hergebracht, und von wem sprechen Sie? Wem hat dieser verfluchte Schädel gehört?«

Wir bekamen eine Antwort, und die haute Suko und mich fast von den Beinen.

»Nostradamus!« keuchte Manuel Menco. »Es ist der Schädel des Nostradamus…«

***

Ich gab keine Antwort, blieb stumm wie ein Fisch, hatte aber das Gefühl, über meinen Rücken würden dicke Hagelkörner jagen und die Haut malträtieren. Ich versteifte nicht vor Schreck und Überraschung, mein Blick wechselte nur zwischen dem Schädel und dem Reporter Manuel Menco hin und her. Hatte er tatsächlich Nostradamus angesprochen?

»Sie sagen ja nichts«, keuchte er und wischte sich mit der Zunge über die Oberlippe. »Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Señores?«

Ich sprach besser Spanisch als Suko, deshalb stellte ich auch die entsprechende Frage. »Es soll also der Schädel von Nostradamus, dem großen Seher sein?«

»Ja!«

»Das kann ich nicht glauben!«

Menco lachte und wollte losgelassen werden. Suko tat ihm den Gefallen. Menco würde uns schon nicht entwischen. »Nicht glauben? Das habe ich mir gedacht. Viele haben einfach nicht geglaubt, daß es ihn gegeben hat, diese Ignoranten, aber er hat gelebt, das ist eine Tatsache.«

»Die auch wir akzeptieren, Señor Menco. Ich frage mich nur, wie Sie dazu kommen, diesen Schädel, der eigentlich längst zu Staub zerfallen sein müßte, als den des großen Nostradamus zu bezeichnen. Das will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Es ist aber so!«

»Hören Sie zu, Menco, auch ich kenne mich aus. Und ich weiß, wie

Nostradamus gestorben ist. Er hat seinen eigenen Tod vorausgesagt. Er schrieb. Man wird mich tot neben meinem Bett und meiner Bank auffinden. Elf Jahre später, im Jahre 1568, fand man ihn tot auf einer Bank, die man seinem Krankenbett zur Seite gestellt hatte, damit er sich leichter hinein- und heraushelfen konnte.«

»Und was besagt das?«

»Daß dies hier nicht sein Schädel sein kann, zum Henker. Man hätte ihn schon köpfen müssen.«

Menco lachte meckernd. »Wissen Sie denn, was nach seinem Tod mit der Leiche geschehen ist?«

»Nein, wahrscheinlich wurde er begraben.«

»Ja, sein Körper, sein Torso, ohne Kopf!« zischte Menco. »So ist es gewesen und nicht anders.«

»Wie ging es weiter?«

Manuel Menco richtete sich auf und warf einen langen Blick auf den Schädel. »Wie es weiterging, das sehen Sie hier.«

»Ist Nostradamus nicht in Italien gestorben?«

»Ja, aber man kann die Leiche ausgegraben und den Schädel nach Spanien geschafft haben.«

»Möglich ist alles«, gab ich zu. »Ich frage mich nur, weshalb man sie gerade hier in dieses Gebiet geschafft hat? Warum über das Meer?«

Menco starrte mich an. »Ja, spüren Sie das nicht, Sinclair? Merken Sie nicht, was hier los ist?«

»Wir befinden uns in einem unterirdischen System…«

Sein hartes Auflachen unterbrach mich. »Da haben Sie recht, da haben Sie völlig recht. Doch es gibt Dinge, die sind einfach anders. Durch dieses System weht der Geist der Jahrhunderte. Hier hat man sie begraben, hier sind sie vermodert.«

»Und wer?«

»Die wahren Geister. Die Opfer der spanischen Inquisition. Der Staub ihrer Gebeine hat sich mit der Feuchtigkeit vermischt und bildet auf dem Gestein eine Schicht. Man hat die Körper vernichten können, aber die Geister leben weiter. Und sie sind es, die den Schädel des Nostradamus bewachen. Sie haben sich auf dem Fußboden und an den Wänden gezeigt. Sie hüten den Schädel, denn auch Nostradamus hätte man damals längst als Ketzer hingerichtet, wäre es ihm nicht gelungen, seine Weissagungen so perfekt zu verschlüsseln. Die meisten hier unten sind, wie ich schon sagte, vermodert. Aber es leben noch Gestalten, die den Schädel bewachen. Das kann ich dir hoch und heilig versprechen.«

»Keine Gestalten – Geister.«

»Natürlich.«

»Und was haben Sie hier unten gewollt?«

»Ihn sehen wollte ich. Einmal den Schädel des großen Nostradamus

sehen, über den ich in meinen Sendungen viel berichtet habe.«

»Toll, Señior, wirklich toll. Um das Ziel zu erreichen, hätten Sie fast eine alte Frau umgebracht. Wären mein Freund und ich nicht zufällig in die Küche gekommen, wäre sie nicht mehr am Leben. Sie stand auf der Kippe. Was Sie getan haben, ist versuchter Mord gewesen, und dafür gehören Sie bestraft, das will ich Ihnen sagen!«

Mencos Gesicht sah im Schein der Lampe kalkig aus. »Sie wollte mich nicht lassen, verstehen Sie? Ich mußte sie etwas härter anfassen. Ich spürte den Drang, ich habe die Botschaften der Stimmen verstanden. Sie haben sie auch gehört, aber ich wußte, woher sie kamen. Jetzt kenne ich den Schädel des großen Meisters. Ich werde ihn an mich nehmen und mit ihm in die Welt gehen, denn durch ihn erfahre ich viel mehr über die alten Prophezeiungen, als je geschrieben wurde.«

»Was sagen die Geister der Toten dazu? Lassen sie es zu, wenn Sie ihnen den magischen Mittelpunkt nehmen?«

Er richtete sich auf, so sicher war er sich seiner Sache. »Die Geister der Toten? Sie stehen auf meiner Seite, das kann ich Ihnen versprechen. Ich habe den Schädel gefunden!« schrie er mich an. »Er gehört mir und keinem anderen.« Nach diesen Worten grinste er scharf.

»Oder wollen Sie ihn mir wegnehmen?«

»Das haben wir uns eigentlich gedacht«, erklärte Suko. Er drehte sich zum Schädel hin, und Menco schrie auf. »Rühren Sie ihn nicht an! Sie sind des…«

Selbst Suko schrak zusammen, als die Stimme aufbrandete. »Sie, Menco, werden mich daran nicht hindern. Wir werden den Schädel zerstören, um auch den alten Fluch der Totengeister von dem Haus der Grenadas zu nehmen. Verstanden?«

»Sie werden sterben!« versprach er mit Grabesstimme. »Kein Unreiner darf ihn berühren.«

»Woher wollen Sie das wissen, daß wir unrein sind?«

»Das weiß ich eben!«

Ich hatte mich lange genug mit dem Kerl auseinandergesetzt.

Vielleicht hatte er sogar recht, das war im Moment zweitrangig. Zunächst einmal wollte ich den Schädel weghaben.

Aber Manuel Menco kam uns zuvor. Wir waren wachsam gewesen, nur nicht wachsam genug.

Es gibt den Vergleich mit der berühmten Bogensehne. So ähnlich schnellte Menco vor – als ein wahrer Katapultstart. Er schrie dabei, fiel dem Schädel förmlich entgegen und umklammerte ihn mit beiden Händen. Wäre der Kopf alt und brüchig gewesen, so wäre er längst auseinandergefallen.

So aber hielt er und wurde von dem Spanier umarmt, wie ein kleines Kind sein Lieblings-Spielzeug hält.

Suko wollte hinspringen, ich ebenfalls, wieder einmal kam uns Menco zuvor.
Er drehte den Schädel nach links. Wir hörten ein Knacken, als wäre etwas gebrochen, und einen Herzschlag später geschah das Unerklärliche und Unheimliche.

***

Die Familie Grenada war allein zurückgeblieben. Das heißt, um den Schein zu wahren, hatten sie sich zu den Gästen aus Cordoba setzen müssen. Rosa Grenada hatte es tatsächlich noch geschafft, ihnen die allseits beliebte Suppe nach dem bestellten Salat zu servieren, dann aber hatte sie sich verabschiedet, um sich hinzulegen.
Jeder hatte dafür Verständnis. Sie war müde, auch geschwächt und hatte Furcht.
Sie schlich die Treppe hoch und hielt sich dabei am Geländer fest.
In ihrem Gesicht zuckte es. Der Hals schmerzte noch immer von den eisenharten Würgegriffen. Oben, wo sie in zwei Zimmern lebte, stand im Bad eine Tinktur aus Kräutern. Mit ihr würde sie sich den Hals einreiben. Die Flüssigkeit linderte den Schmerz.
Der Junge lag schon im Bett. Rosa Grenada hoffte, daß er das schreckliche Erlebnis verkraftete und die Nacht durchschlief. In den vergangenen Nächten war er sehr unruhig gewesen und oftmals erwacht.
Sie drückte die Zimmertür auf und ging zum Fenster, um frische Luft hineinzulassen. Der Raum zwischen den Wänden hatte sich tagsüber aufheizen können, jetzt stand die Luft wie Blei und ließ sich nur schwer atmen.
Obwohl die Wohnung dicht unter dem Dach lag, war sie ziemlich geräumig. Die Zimmer verteilten sich auf die Hausbreite, so daß sich auch die Fenster an der Vorder- und der Rückseite befanden.
Der Durchzug brachte etwas Kühle. Zudem kam der Wind von den Bergen. Mit Einbruch der Dunkelheit wehte er über das Tal.
Der Wohnraum lag auf der Vorderseite. Rosa trat an das Fenster und schaute in den Garten.
Zwei Girlandenketten leuchteten in verschiedenen Farben. Gäste hatten darauf bestanden, sie aufzuhängen. Zwischen ihnen wirkte das Licht der Laternen fast blaß.
Man war in Stimmung. Nicht nur die Gäste feierten, auch die Grenadas mußten mitmachen.
Pablo kümmerte sich um den Nachschub an Getränken. Carmen saß zwischen den anderen, lachte, scherzte, war wild wie eh und je, was Rosa mit Sorge beobachtete.
Die dunkelhaarige Frau war zwar rasend eifersüchtig, aber sie selbst wirkte manchmal so, wie man sich als Ehefrau nicht benehmen sollte.

Gerade jetzt stand sie auf, zusammen mit einem Gast, und der Mann mit seiner Gitarre schlug die ersten Akkorde eines Flamencos an.

Die Klänge wehten über den Platz und hinein in die schmalen Gassen. Man lebte, man feierte, als wäre nichts gewesen.

Rosa konnte es nicht begreifen und trotzdem verstehen. Vielleicht war es besser, wenn sich Carmen und Pablo so richtig ausgaben, dann vergaßen sie den Schrecken.

Sie drehte sich um und löste den Knoten im Nacken. Jetzt fiel das Haar in grauen Strähnen bis auf die Schultern und noch weiter.

Müde strich die Frau über ihre Augen, als sie mit langsamen Schritten in das andere Zimmer ging.

Der Wind streifte ihr Gesicht und streichelte auch gegen die Kleidung. Er brachte ebenfalls den hellen Klang einer Jungenstimme mit, und Rosa Grenada schreckte zusammen.

»Ich kann nicht schlafen, Großmutter.«

Neben dem Bett, dicht vor dem offenen Fenster und in Rosas Schlafzimmer, stand der Junge. Fernando sah aus, als wollte er anfangen zu weinen, so sehr hatte er sein Gesicht verzogen.

»Aber warum denn nicht, mein Liebling?«

Aus großen Augen schaute Fernando seine Großmutter an. »Weil ich immer an die Gesichter denken muß.«

»Sie sind doch nicht mehr da, mein Kleiner.«

»Doch, Großmutter. Ich… ich muß immer davon träumen. Sie … sie sind in meinem Träumen da …«

»Na und?«

»Ich habe Angst.«

Sie legte eine Hand auf seine Schulter und spürte, wie der Junge zitterte. »Möchtest du bei mir schlafen?« fragte sie.

»Si, das wäre schön. Aber spürst du es nicht, Großmutter? Hast du keine Angst?«

»Wie sollte ich? Und was soll ich spüren?«

»Es ist alles so komisch geworden. Draußen hat sich die Luft verändert, glaube ich. Und auch das Licht.«

»Tatsächlich.«

»Ja, schau selbst.« Er löste sich aus dem Griff seiner Großmutter und ging zum Fenster.

Rosa verstand ihren Enkel nicht und fragte nach.

»Es ist der Himmel, Großmutter!«

»Wieso?«

»Seine Farbe ist so anders geworden.«

Rosa schüttelte den Kopf. Die Haut am Hals schmerzte dabei noch immer. »Meinst du wirklich?«

»Schau doch selbst – bitte.« Fernando stand am Fenster und sah seine Großmutter flehend an.

Sie wollte ihren Enkel nicht enttäuschen und stellte sich neben ihn. Ihr Blick streifte durch den Garten an der Hinterseite des Hauses, hinweg über die Bäume und tropischen Gewächse bis hin zu den Bergen, die in der unteren Hälfte von grauschwarzen Schatten umhüllt waren. Über ihren Gipfeln und Graten lag eine hellere Glocke aus Licht. Die Reststrahlen der Sonne waren noch nicht verschwunden, obwohl sich der Himmelskörper selbst versteckt hatte.

Das Licht dort oben besaß tatsächlich eine ungewöhnliche Farbmischung. Zunächst war es sehr klar. Gleichzeitig grau, an einigen tiefer gelegenen Stellen auch schwarz, bis hin zu einem violetten Schimmer, der breite Streifen und Schneisen schlug. Auch langgezogene, schwefelgelbe Streifen sah die Frau und mußte ihrem Enkel recht geben. Einen derartigen Himmel hatte sie noch nie zuvor zu Gesicht bekommen.

Es war anders, wenn von der Sierra ein Unwetter nahte. Da zeigte er auch zuvor eine ungewöhnliche Klarheit, aber nicht so wie heute.

In dieser Stunde stand er da, als wäre er auf eine gewaltige Leinwand gemalt worden.

Fernando stieß seine Großmutter an. »Was sagst du dazu?«

Sie schaute auf den Schopf des Jungen. Fernando trug einen hellblauen Schlafanzug. »Das ist wirklich komisch«, sagte sie leise. »So etwas habe ich auch noch nie gesehen.«

»Wie kommt das denn?«

»Keine Ahnung. Ein Gewitter kann es nicht sein. Dann wäre die Luft viel schwüler und drückender, weißt du. So spüren wir ja den Wind, der von den Bergen weht.«

Fernando bewies mit den nächsten Worten, daß er sich schon Gedanken gemacht hatte. »Ob das mit den Gesichtern zu tun hat, Großmutter, die wir gesehen haben.«

»Unsinn.« Überzeugend klang die Antwort nicht. Rosa fühlte sich mehr als verunsichert. Am liebsten hätte sie alle Gäste weggeschickt, aber die saßen auch weiterhin vor dem Lokal und feierten lautstark.

Rosa Grenada bezeichnete sich selbst als eine empfindliche Person.

Sie war auf eine gewisse Art und Weise sehr sensibel. Das spürte sie auch jetzt. Das Kribbeln gehörte dazu, ferner das Wissen um etwas Schreckliches, das kurz vor dem Erscheinen stand.

Schweiß lag auf ihrer Stirn. Die Haut war blasser als sonst. Auch Fernando merkte dies.

»Geht es dir nicht gut, Großmutter?«

»Nicht besonders, da bin ich ehrlich.«

»Du hast auch Angst, nicht?«

»Furcht.« Sie wandte sich ab, um den Raum zu verlassen.

»Wo willst du denn hin?«

»Ich gehe nach unten und schaue dort nach dem…«

Fernando ließ seine Großmutter nicht ausreden. »Kann ich nicht mitgehen? Bitte!«

»Nein, du sollst ins Bett.«

»Aber ich kann nicht schlafen. Es ist alles so komisch. Die… die Luft ist anders.«

»Ich weiß, Junge, ich weiß.« Sie strich über das Haar des Enkels und atmete tief ein. Auch sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Machte sie alles richtig oder falsch? »Bitte, geh auf dein Zimmer und halte dich dort ruhig, auch wenn du nicht schlafen kannst, abgemacht?«

»Si, Großmutter.«

Der Junge schlief nicht in dieser Etage, sondern ein Stockwerk tiefer. Seine Großmutter begleitete ihn und brachte ihn auch zu Bett.

Fernando konnte, wenn er sich hinsetzte, aus dem Fenster schauen.

Er sah in die Weite der Landschaft hinein, und ihm fiel wieder der Himmel auf. »Er hat sich nicht verändert, Großmutter.« Fernando reckte sich noch höher. »Eigentlich hätte er das doch müssen.«

»Ja, zumindest hätte er dunkler werden müssen.«

»Und warum ist er…?«

Rosa legte ihrem Enkel eine Finger auf den Mund. »Jetzt wirst du nicht mehr sprechen, Kleiner.«

»Ja, Großmutter. Aber schlafen kann ich auch nicht.«

»Ich schaue gleich noch einmal nach dir.« Mit diesen Worten verließ Rosa Grenada den Raum.

Auch als sie die Treppe erreichte, fühlte sie sich nicht wohler. Sie hörte die Stimmen der Gäste jetzt deutlicher und auch die ihres Sohnes. »So, noch ein Krug mit Rotem!« rief er. »Der geht auf Kosten des Hauses!«

Beifall schwang ihm entgegen. Der Gitarrenspieler schlug einen harten Akkord an.

All dies hörte Rosa Grenada überdeutlich, und sie spürte auf ihrem Rücken den kalten Schauer. Es war schlimm. Irgend etwas stimmte überhaupt nicht mehr. So perfekt hatte die Luft den Schall der Stimmen eigentlich noch nie weitergetragen.

Als würde sie die Treppe zum erstenmal hinabsteigen, so vorsichtig bewegte sie sich über die Stufen. Sie nahm jeden Tritt überdeutlich wahr, die Luft trug den Schall einfach anders als sonst.

Auf dem Absatz stand ein Fenster weit offen. Sie lehnte sich hinaus. Der kühlere Nachtwind wehte ihr nicht mehr ins Gesicht. Jetzt stand die Luft. Kein Blatt bewegte sich an den Bäumen.

Schwül war es nicht geworden. Es lag also kein Gewitter in der Luft. Das Kribbeln auf Rosas Rücken blieb. Sie vernahm aus dem Garten das Klingen der Gläser, ging weiter – und blieb plötzlich stehen.

Wie gebannt starrte sie auf den Abdruck in der Wand. Es war ein

Gesicht. Verschmolzen mit dem hellen Gestein. Die Züge wirkten grau und unheimlich, wobei sie noch glaubte, ein rötlichen Schimmer in den Augen erkennen zu können.

Rosa mußte sich überwinden, um auf die Fratze in der Wand zuzugehen. Sie blieb dicht davor stehen und machte es wie bei der ersten unheimlichen Entdeckung.

Behutsam strich sie über das Gesicht hinweg, ohne es jedoch berühren zu können.

Dafür verspürte sie jetzt etwas anderes. Eine ungewöhnliche Aura, die über die Haut am Handrücken strich und dafür sorgte, daß sich die Härchen aufrichteten.

Das war beim erstenmal in der Küche nicht der Fall gewesen. Sie dachte über dieses neu eingetretene Phänomen nach und kam zu dem Entschluß, daß sich die Fratze in der Wand aufgeladen haben mußte. Mit einer unbekannten Kraft.

Die Frau wunderte sich selbst darüber, zu welchen Gedanken und Schlußfolgerungen sie fähig war. Noch vor Tagen wäre ihr dies nie in den Sinn gekommen.

»Großmutter…«

Die Stimme ihres Enkels klang dünn, zaghaft und auch ängstlich an ihre Ohren. Sie riß sie aus ihren Gedanken, sofort dachte sie an eine Gefahr.

»Was ist los?«

»Du mußt kommen, Großmutter.«

»Ja, sofort, Moment noch.«

Plötzlich hatte es Rosa eilig. Sie wäre fast noch über eine Stufenkante gestolpert, als sie die Treppe hoch zum Zimmer des Jungen eilte. Fernando saß noch immer im Bett. Allerdings wirkte er verkrampft und steinern. Den Kopf hatte er in eine bestimmte Richtung gedreht und schaute aus großen Augen auf die Wand gegenüber.

Dort zeichnete sich im Gestein die Fratze ab.

Ein graudüsteres Totenantlitz mit tiefen Falten in der furchigen Haut. Ein gebogener Mund, eine hohe Stirn, über der die Haare wild wucherten.

Auch Rosa erschrak über dieses Omen. Sie blieb neben dem Bett stehen und faßte nach ihrem Enkel. »Steh auf, Junge. Geh zu mir in das Zimmer. Das hier ist verflucht.«

Fernando kroch aus dem Bett.

Beide fühlten sich von der Fratze in der Wand beobachtet, obwohl diese weder Augen, Mund noch Haut bewegte.

Nur ging von ihr etwas Unheimliches und Düsteres aus und zugleich eine Gefahr, wie sie sie beide noch nie zuvor gespürt hatten.

Fernando klammerte sich an seiner Großmutter fest, die ihren Enkel aus dem Zimmer schob.

Eine Etage höher schlief sie. Ob der Junge dort sicherer war, konnte sie auch nicht sagen, jedenfalls befand er sich in ihrer Obhut und war nicht allein. Außerdem wollte sie seinen Eltern so bald wie möglich Bescheid geben. Sie sollten die restlichen Gäste nach Hause schicken und sich um die unheimlichen Vorgänge kümmern.

Die gesamte Atmosphäre innerhalb des Hauses hatte sich stark verändert. Sie war magisch aufgeladen. Eine besondere Kraft mußte den Keller und die Mauern verlassen haben, um unsichtbar durch die Räume zu fließen.

Überlaut gellte plötzlich der Schrei auf.

Fernando wurde bleich. Er krallte sich an seiner Großmutter fest, die eine Hand auf das Geländer legte, um sich abzustützen. Der Schrei zitterte noch nach, als die Stimmen draußen plötzlich überschnappten. Ein jeder versuchte, den anderen zu überbrüllen.

Tische fielen ebenso um wie Stühle. Die Großmutter und ihr Enkel standen noch immer auf der Treppe. Sie wußten nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

Sekunden später sollten sie es erfahren, denn die Gesichter in den Wänden waren ebenfalls von der magischen Kraft erfaßt worden und lösten sich aus ihrem Gefängnis…

***

Gewaltige, unerklärliche Kräfte erfaßten uns. Sie drangen von allen Seiten auf uns ein, als hätte eine andere Welt ihre Pforten geöffnet, um uns zu überfallen.

Der gesamte unterirdische Höhlenkomplex schien sich in Auflösung zu befinden. Hatten vorhin nur unsere beiden Lampen als Lichtquellen gedient, so stiegen jetzt die breiten Bahnen aus dem rissigen Boden empor und gaben den Geschehnissen eine fahle, schaurige Beleuchtung.

Im Mittelpunkt standen nicht wir, sondern Manuel Menco. Er hielt auch weiterhin seinen Schädel fest umklammert, und es war nicht zu erkennen, ob er ihn möglicherweise gedreht hatte. Jedenfalls war es ihm gelungen, die Magie, die in diesem Totenkopf steckte, zu befreien – und damit die Geister.

Wir hatten sie schon als Gesichter gesehen. Jetzt aber stiegen sie in langen, fahlen Bahnen aus den Rissen und Spalten des Felsbodens empor, vereinigten sich zu langen Schleiern, die sogar Gesichter besaßen, und jagten durch dieses unterirdische Labyrinth wie Kometen.

Menco hatte sie befreit, und Menco zahlte dafür auch einen fürchterlichen Preis.

Wir standen unter dem Bannstrahl der alten, fremden Magie. Wir hörten ihn brüllen und sahen, daß sich sein Gesicht auf furchtbare Art

und Weise verzerrte.

Er kam nicht vom Fleck, der Schädel spie seine magischen Kräfte aus, die den Körper des Mannes durchscheinend machten.

Ein Mensch verglaste…

Das war unser erster Eindruck, doch er strahlte von innen her so auf, daß es eine regelrechte Lichtexplosion gab, die ihn schließlich vor unseren Augen vernichtete.

Gleichzeitig hörten wir ein schrilles Pfeifen, das unsere Trommelfelle zu zersprengen drohte, dann fiel die Dunkelheit zurück über die gewaltige Höhle, und es waren nur mehr unsere Lampen, die noch leuchteten.

Aber sie lagen am Boden, ebenso wie Suko und ich. Der Spuk hatte nur Sekunden gedauert, doch in dieser Zeitspanne gezeigt, zu welchen schlimmen Dingen er fähig war.

Menco gab es nicht mehr, den Schädel hatten wir zuletzt unzerstört gesehen. Er mußte einfach noch existieren.

Nur stand er nicht mehr auf der Felsplatte. Suko hatte sich zuerst erheben können. Er konnte nur nicht gerade stehen, weil er Schwierigkeiten mit dem Kreislauf bekam. Der Lampenstrahl zitterte, es war schwer, ihn auf einen Punkt zu konzentrieren. Als es mein Freund endlich geschafft hatte, zielte der Kegel auf eine leere Fläche.

Kein Schädel war mehr zu sehen und auch kein Staub, zu dem er hätte werden können.

»Die Geister, die er rief!« zitierte Suko den Altmeister Goethe, »ist er nicht mehr losgeworden.«

Auch ich rappelte mich hoch. Der magische Ansturm hatte uns unvorbereitet erwischt, selbst mein Kreuz war da wertlos geworden.

Ich spürte die gleichen Symptome wie Suko: Gleichgewichtsstörungen, Schwindelgefühl.

»Hier haben wir nichts mehr zu suchen«, erklärte Suko und hatte mir aus der Seele gesprochen.

Allmählich fand ich meine normale Form zurück. »Und was ist mit diesen geisterhaften Erscheinungen?«

»Sie sind frei!«

Ich nickte ihm zu. »Du sagst es, Suko, wie auch der Schädel.«

Dann deutete ich gegen die Decke. »Beide werden wir wohl da oben finden. Menco hat den Zauber gelöst. Jetzt habe ich nur noch Angst um die Grenadas…«

***

Sie hatten gegessen, getrunken, gefeiert!

Wie immer an diesen Abenden war besonders dem Wein zugesprochen worden, und das ließ die Stimmung besonders hohe Wellen schlagen. Auch Pablo kam allmählich in Form. Bei ihm dauerte

es immer, bis er aus sich herauskam, im Gegensatz zu seiner Frau Carmen, die es sich nicht nehmen ließ und anfing zu tanzen.

Sie stand auf einem der freien Tische, bewegte sich im Rhythmus der Gitarrenklänge und klatschte dabei in beide Hände. Ihr Haar flog, die Augen leuchteten, halboffen stand der Mund, aus dem hin und wieder Laute der Begeisterung drangen, kleine, spitze Schreie, ein überschwemmendes Entzücken.

Die Gäste schauten Carmen zu, Pablo ebenfalls, nur beteiligte er sich nicht am rhythmischen Klatschen der anderen Personen. Obwohl auch er in der richtigen Stimmung war, kam ihm die Reaktion seiner Frau überzogen vor. Aber so war sie eben. Sie wollte sich zeigen, sie provozierte gern, sie gehörte einfach zu den Menschen, deren Blut besonders kochte.

Emilio kam zu ihm. Er war Ingenieur und arbeitete bei einer Baufirma. In der Hand hielt er ein gefülltes, dickbauchiges Rotweinglas.

Sein Grinsen war etwas schief, Schweiß strömte über sein Gesicht.

»Na, Pablo, was sagst du?«

Grenada hob die Schultern. »Was soll ich schon dazu sagen? Sie ist in Form.«

»Das sind wir alle.«

»Richtig.«

»Auf deine Feier freuen wir uns besonders. Man kann sagen…«

Er lachte, weil er nicht mehr wußte, was ihm noch eingefallen war.

Dafür nahm er einen Schluck Wein. Beim Trinken gab er nicht acht, und etwas Flüssigkeit lief wie dünnes Blut über sein Kinn.

Emilio lachte und legte einen Arm um die Schulter des Bodegero.

»Was ist, mein Freund? Weshalb ziehst du so ein saures Gesicht? Hast du keine Lust mehr?«

Pablo bog den Rücken durch. »Ich weiß nicht, was das soll! Ich… ich habe eben zuviel getrunken, verstehst du?«

»Klar, Amigo. Diese Nacht ist herrlich, die ist anders. Da soll man nur trinken.«

»Meinst du?«

»Si, Amigo, si. Heute ist heute, morgen ist morgen. Schau dir mal den Himmel an. Ist er nicht etwas Besonderes?«

»Kann schon sein.«

»Das ist so, Amigo. Er ist dunkel und trotzdem klar. Als läge etwas in der Luft, aber kein Gewitter. Oder spürst du es nicht?«

Pablo hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Mir gefällt das alles nicht so recht.«

»Trink noch ein Glas Wein, dann sieht die Welt schon wieder anders aus. Du mußt das Leben nehmen und genießen. Sieh dir deine Frau an, die denkt anders.«

»Leider.«
»Wieso? Magst du es nicht?«
»So ungefähr.«
Emilio brachte seinen Mund dicht an Pablos Gesicht. »Ich will dir etwas sagen. Du hast keine Frau, du hast ein Weib. Deine Carmen ist ein Wunder an Erotik. Die ist heiß und…«
»Hör auf, verdammt!«
»Habe ich nicht recht?«
»Du sollst aufhören!« Pablo ließ Emilio stehen, der nach ihm greifen wollte, aber daneben faßte und dabei nach vorn torkelte.
Pablo Grenada ärgerte sich über seine Frau am meisten. Carmen benahm sich wie wild. Und was Emilio gesagt hatte, traf tatsächlich zu. Auch jetzt tanzte sie noch. Der Gesichtsausdruck gefiel dem Mann überhaupt nicht. Carmen befand sich wie in Trance. Sie hielt die Augen halb geschlossen, ihr Körper übertrug die lasziven Bewegungen auf ihr Gesicht. Sie streichelte mit beiden Händen ihre Hüften. Dann glitten ihre Hände weiter zu ihren vollen Brüsten.
Pablo schüttelte den Kopf. Er konnte nicht hinsehen und wandte sich ab.
Die Gäste aber waren begeistert, sogar die Frauen, die kaum Eifersucht verspürten.
Carmen erlebte diesen Tanz. Er war mächtig, er gab ihr alles, und sie stieß einige Male sogar spitze Schreie aus, bevor sie laut auflachte.
Emilio hatte vorhin vom Wetter gesprochen, das sich derart verändert zeigte.
Der Mann hatte nicht gelogen auch Pablo gefiel dieser Umschwung nicht. Das war nicht normal. Es sah so aus, als würde es ein Gewitter geben, trotzdem fehlte die Schwüle in der Luft. Das Gegenteil war der Fall. Keine drückende Hitze, eher eine ungewöhnliche Klarheit, die über dem Land lag. Es war dunkler geworden, der Himmel zeigte auch ein ungewöhnliches Grau, das von einigen violetten Streifen durchzogen war, die wie breite Pfeile in das Grau der Wolken hineinstießen.
Und über ihrem Haus, so glaubte Pablo, hatte sich diese Himmels-Szenerie besonders konzentriert.
Er lächelte karg und verzerrt, nicht froh, weil er plötzlich wieder an die Gesichter auf dem Fußboden denken mußte. War es vielleicht möglich, daß sie eine gewisse Mitschuld an den Vorgängen trugen?
Weiterhin drängte Schweiß aus seine Poren. Er atmete heftig ein, schluckte einige Male und schaute auf seine Uhr.
Mitternacht!
Jetzt begann die Geisterstunde. Viele Menschen fürchteten sich vor ihr. Darüber hatte Pablo früher nur lachen können, jetzt aber sah er die Sache mit anderen Augen.

Eine Gänsehaut rann über seinen Rücken. Er wußte, daß etwas geschehen würde, konnte aber nicht sagen, was es war.

»He, Pablo, bring noch Wein! Wir haben es uns anders überlegt!« rief jemand aus der Runde.

»Nein, ich habe…«

»Stell dich nicht so an. Einen letzten Schluck!«

»Ja, Pablo, noch einen Krug!« rief auch Carmen. Sie hatte aufgehört zu tanzen, stand noch auf dem Tisch, eine Hand in die Seite gestützt und hatte sich halb gedreht.

Pablo starrte sie an.

Ihr Gesicht war erhitzt, das Lächeln wirkte lockend, erotisch und irgendwie wissend.

Die Laterne in der Nähe übergoß sie mit ihrem Schein. Carmen sah aus wie eine Person, die von einem fremden Stern auf die Erde gekommen war, um nachzuschauen, ob alles stimmte.

»Ja, ich hole noch Wein.«

»Bravo, Pablo, bravo…« Die Gäste klatschten, während Pablo schwer einatmete und dabei das Gefühl hatte, die Luft würde zwischen seinem Gaumen kleben.

Er ging sehr langsam auf das Haus zu, betrat die Gaststätte, die leer war. Sicherlich lagen Rosa und Fernando in ihren Betten. Ob sie bei dem Krach schlafen konnten, war ungewiß.

Pablo füllte Wein ab.

Auch zwischen den Wänden empfand er die Luft als schlimm. Sie war so drückend und gleichzeitig auch klar.

Jedes Geräusch vernahm er doppelt laut. Seinen eigenen Atem, dann das Einschenken des Weins, es war alles nicht so normal wie sonst.

Pablo füllte einen Krug. Mit einem Handtuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Dann nahm er den Krug in die rechte Hand und verließ die Bodega.

Er wußte selbst nicht, weshalb er noch einmal zurückschaute. Als er es tat, sah er das Totengesicht in der Hauswand, und zwar so deutlich wie nie zuvor.

***

Schlagartig wurde Pablo Grenada nüchtern!

Er kannte die Gesichter in den Wänden und im Fußboden, hatte sich mit ihnen beschäftigt, doch er hatte sie nie in dieser Deutlichkeit gesehen wie die Fratze in der Wand.

Da verschwammen keinerlei Umrisse mehr, sie wirkte wie auf das Gestein gemalt. Augen, Haare, der Mund, die Nase, überhaupt der gesamte Umfang war ein Zerrbild des Schreckens.

Pablo spürte den Druck im Magen. Hitze- und Kälteschauer wechselten sich ab, als sie über seinen Rücken liefen. Er wußte nicht,

ob er die anderen warnen sollte. Das Auftauchen der Fratze mußte etwas zu bedeuten haben.

Pablo ging zwei Schritte zur Seite und geriet in einen Sichtwinkel, der es ihm erlaubte, in die Bodega zu schauen. Es brannte Licht.

Zwar füllte es nicht den gesamten Raum aus, doch es floß über den Boden, und dort waren sie zu sehen.

Gesichter…

Nicht nur zwei, nein, drei und vier!

Pablo ballte die freie Hand. Auch die Fratzen im Innern des Lokals zeichneten sich deutlicher ab als sonst. Es mußte etwas passieren, das war nicht ohne Grund so.

Er dachte auch an Rosa und seinen Sohn, als sich plötzlich der Himmel über ihm veränderte.

Ein Blitz schien ihn in zwei Hälften teilen zu wollen. Eigentlich normal bei einem Gewitter, nur drang der Blitz nicht aus den Wolken oder vom Himmel, bei ihm war es umgekehrt.

Er war aus der Erde gestoßen!

Als fahlsilberner Zacken raste er in die Höhe, tauchte ein in die dunklere Wolkenbank, zerrte sie auseinander, erhellte einen Teil des Himmels und machte ihn zu einer makabren Bühne.

Gleichzeitig kam Wind auf. Eine heftige, stürmische Bö, die auch den Garten nicht verschonte. Sie raste hinein, zerrte an der Kleidung der Gäste, die überrascht aufschrieen und wenig später vor Entsetzen erstarrten, denn die Gesichter blieben nicht mehr im Mauerwerk.

Sie lösten sich wie Kometen, um die Menschen in ihren Bann zu schlagen. Keiner wurde verschont. Die gefährliche Magie kam über sie wie eine gewaltige Woge.

Gesichter umkreisten sie. Totenfratzen, bleich und häßlich, die Mäuler geöffnet, als wollten sie schreien.

Aber das war nicht alles.

Carmen erwischte es am härtesten. Trotz der Veränderungen hatte sie den Tisch nicht verlassen. Breitbeinig stand sie auf der Platte, die Arme halb vorgestreckt, als würde sie etwas erwarten.

Plötzlich war er da!

Alle sahen ihn, nur konnte niemand sagen, woher er auf einmal gekommen war. Er befand sich in der Luft, wirkte wie ein geschleuderter Ball, nur war es kein Ball, sondern ein gelblicher, widerlich anzusehender Totenschädel.

Und der prallte gegen Carmen, die blitzschnell und mit beiden Händen zugriff.

Im gleich Augenblick wurde es still….

***

Rosa Grenada konnte sich nicht daran erinnern, in der letzten Zeit so

rasch gelaufen zu sein wie in diesen langen Augenblicken. Sie sah ihren Enkel auf der Treppe stehen, regungslos wie eine Plastik. Sein Gesicht war kalkig geworden, die dunklen Augen fielen besonders auf, und er starrte auf die huschenden Fratzen, die sich aus den Wänden gelöst hatten.

Rosa packte den Jungen. Sie zog ihn mit hoch und taumelte über die Schwelle in Fernandos Zimmer. Sofort schaute sie sich um.

Glücklicherweise hatte der Junge das Licht brennen lassen.

Nichts zeichnete sich an den Wänden ab. Kein Gesicht, keine Fratze, nicht einmal eine Andeutung davon.

War es jetzt vorbei?

Rosa schloß die Tür, drückte Fernando auf einen Stuhl und dachte an den Krach, den sie vor dem Haus gehört hatte. Auch die Gäste und der Rest der Familie mußten etwas von diesem Horror mitbekommen haben.

Die Schreie waren mittlerweile verstummt. Rosa wußte nicht, ob sie es als positives oder negatives Zeichen werten sollte. Jedenfalls schlich sie auf das Fenster zu, das noch offenstand.

Dann lehnte sie sich hinaus.

Die Szenerie kam ihr vor wie eine gespenstische Landschaft. Eingehüllt in ein nächtliches, klares Dunkelgrau, das der Umgebung einen unheimlichen Touch gab.

Das war nicht alles.

Es gab eine Hauptdarstellerin auf dieser »Bühne«. Nicht die weiblichen Gäste trugen daran die Schuld, sie hatten sich wieder erhoben und starrten, ebenso wie Rosa, auf Carmen.

Noch immer stand sie auf der Tischplatte. Diesmal aber bewegte sie sich nicht.

Carmen wirkte statuenhaft, den Kopf erhoben und dabei leicht zurückgedrückt. Ihr Gesicht zeigte einen kalten, abweisenden und fremden Ausdruck. Es mußte daran liegen, daß sich etwas Entscheidendes bei ihr verändert hatte.

Auf den Handflächen der vorgestreckten Arme trug sie einen goldgelb glänzenden Totenschädel.

Und als sie anfing zu sprechen, da redete sie mit einer fremden Männerstimme…

***

Erst der Tanz, dieser Überschwang der Gefühle, und jetzt der Schrecken.

Carmen hatte Schlimmes durchgemacht, aber sie hielt sich dennoch auf den Beinen, auch wenn sie das Gefühl hatte, daß sie nicht mehr sie selbst war.

Etwas anderes hatte von ihr Besitz ergriffen, und sie wußte nicht

genau, was es war.
Jedenfalls etwas Fremdes, Eigenartiges. Ein Geist war in ihren Körper gedrungen und diktierte ihr Handeln.
Sie stand da und starrte auf den Schädel. Daß sich die Gäste wieder erhoben, bekam sie nur am Rande mit, für sie war einzig und allein der Schädel wichtig und auch die geisterhaften Erscheinungen, die nicht weit entfernt durch die Luft huschten.
Schatten aus dem Totenreich. Gesichter, die verschwammen und in das Grau der Nacht hineintauchten.
Sie wußte nicht, wem sie gehörten, aber sie waren ihr nicht feindlich gesinnt. Irgendwie mußten sie mit dem Schädel in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.
Auf einmal spürte sie den Drang in ihrem Innern. Es war, als würde jemand ihre Seele zerdrücken, um ihr Informationen zu geben. Der Drang steigerte sich noch, das Fremde nahm Überhand, es wollte wieder hinaus, sich mitteilen, und das wiederum klappte nur über das Medium Carmen Grenada.
Sie hörte sich sprechen, vernahm die eigene Stimme, aber es war die eines Fremden.
Als wäre sie aufgefordert worden, stellte sie sich vor. Volltönend und überlaut sagte sie ihren Namen.
»Ich bin Jaime de Toledo!«
Die anderen hörten es, sie standen wie Ölgötzen, doch sie konnten es nicht glauben, was sie da erfahren hatten. Niemand kannte diesen Jaime de Toledo, bis auf Carmen, denn sie wußte, daß der Schädel, den sie auf den Handflächen hielt, Jaime de Toledo gehörte.
Carmen bewegte nur die Augen. Sie schaute sich kritisch um. Und plötzlich fühlte sie sich wie eine Königin. Ein Kraftstrom rann durch ihren Körper. Der Schädel hatte sie verändert. Nicht allein, daß sie mit einer fremden Stimme sprach, nein, es war eine fremde Macht in ihr, die sie zu einer Herrscherin machte.
Aber sie wußte auch, daß die Menschen Erklärungen wollten, und sprach deshalb weiter. »Man nannte mich auch den Hexer von Toledo. Ich war es, der die Inquisition vorantrieb. Ich habe die Ketzer foltern und töten lassen. Ich war gefürchtet, und meine Macht nahm zu. Bis zu dem Tage, als ich selbst spürte, daß mich eine fremde Kraft an sich reißen wollte. Ich stellte mich ihr, und plötzlich wußte ich, daß es die magische Kraft des Satans war. Sie zeigte mir neue Wege und brachte mich mit den Geistern der von mir Getöteten zusammen. Ich lernte sie kennen, ich sah ihre Gesichter, ich sah ihre Gestalten. Er gab mir den Blick in sein Reich frei, und so änderte ich mich. Von nun an stand ich in seinen Diensten. In den Diensten des Satans!«
Alle hatten die Worte vernommen, doch nur einer handelte. Es war Pablo, Carmens Mann.

Er riß sich aus seiner Starre los. Der Arm schnellte nach vorn, und der ausgestreckte Zeigefinger wies auf Carmen. »Du bist verrückt, Carmen! Komm endlich zu dir!«

»Hör auf, Fremder!«

Die dunkle Stimme schockte Pablo. Carmen hatte ihn angeredet, als wäre er für sie ein Fremder. Er schüttelte den Kopf. »Was hast du da gesagt, Carmen? Fremder?«

Sie antwortete ihm nicht, und das nahm Pablo nicht hin. Er ging auf sie zu, begleitet von den Blicken seiner Gäste, die ihn umkreisten, als würden sie unter einem Bann stehen.

Er bewegte sich sehr langsam. Sein Atem floß keuchend über die Lippen. Trotz der Wärme fror er, doch Pablo war fest entschlossen, seine Frau von diesem verdammten Tisch zu holen und auch aus dem Bann zu befreien, der sich über sie gelegt hatte.

»Ich komme jetzt zu dir!« flüsterte er. »Ich hole dich da weg. Laß den verfluchten Schädel los!«

Sie hielt ihn fest wie einen Rettungsanker. Beide Hände hatte sie jetzt darum gelegt, damit er nicht in Versuchung geriet, von ihren Handflächen zu rutschen.

»Nicht!« rief Emilio mit schwacher Stimme. »Nicht, Pablo. Sie ist gefährlich, das ist nicht mehr deine Carmen!«

»Bleibt stehen!« warnte sie.

Er dachte nicht daran, und das war sein Fehler, denn urplötzlich tauchten die Gesichter auf.

Geisterhafte Wesen, die wie langgestreckte Schatten über ihre Köpfe hinweghuschten, auch zwischen ihnen herwischten und genau ihre Ziele fanden.

Mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit jagten sie in die Münder der Gäste hinein. Nicht einmal geschlossene Lippen konnten sie aufhalten. Sie fanden immer ihren Weg, füllte die Körper aus und veränderten die Menschen.

Von der Figur her blieben sie gleich, aber die Gesichter waren nicht mehr die gleichen wie sonst.

Ihre Züge verschwammen, schienen durchscheinend zu werden, bis der eigentliche Ausdruck verschwand und dem Platz schuf, den auch die Gesichter gehabt hatten.

Bis auf Pablo wurde keiner verschont.

Der Bodegero stand regungslos vor einem der Tische, hatte den Mund weit geöffnet und konnte nicht fassen, was sich da abspielte.

Aus Freunden und Bekannten waren Fremde geworden. Ihre Gesichter zeigten jetzt den Ausdruck der Geister Es waren die Minuten des kalten Horrors, für den Pablo beileibe keine Erklärung wußte.

Er mußte nur mit ansehen, wie sich die Gäste veränderten. Haut warf Wellen, Schleier zogen darüber hinweg, Gesichter bekamen etwas

Bleiches, Hohlwangiges, Lippen sahen aus wie graue Stricke.
Menschen mit Totenfratzen…
Pablo Grenada schüttelte den Kopf. »Nein!« keuchte er, »Nein, das kann nicht wahr sein.« Er schlug gegen seine Stirn. »Ich werde verrückt, das ist ein schlimmer Traum, das kann ich nicht erleben.«
Er hob die Arme und schlug die Hände vor sein Gesicht.
»Doch, du erlebst es!« Carmens fremde Stimme durchdrang die Sperre, die er vor seine Gedanken hatte legen wollen, wie Hammerschläge. »Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß du alles träumen würdest. Sie haben damals versucht, den Hexer von Toledo zu töten. Es ist ihnen nur zur Hälfte gelungen, denn Don Jaime de Toledo besaß mittlerweile die Kraft des Teufels. Als sie ihn fingen, und es waren die verfluchten Templer, die ihn durchschaut hatten, da rief er ihnen und all den anderen entgegen, daß er Nostradamus sei, aber sie lachten ihn aus. Irgend jemand hat den Ausspruch dennoch festgehalten, so wurde er der Nachwelt überliefert, und es ging die Mär um, daß tief unter der Erde, wohin sie mich nach dem Köpfen brachten, der Schädel des Nostradamus liegen würde. Sie alle waren auf eine Lüge reingefallen, aber sie kam mir zugute. Ich war tot und lebte trotzdem. Mein Schädel blieb, den Körper hatten sie verbrannt, und ich spürte in all den Jahren, wie auch der Kopf verweste. Wie sich die Haut veränderte, zuerst dick wurde, aufquoll, dann abfiel, so daß zum Schluß nur mehr die blanken Knochen zurückblieben. Knochen, die nicht zu Staub zerfielen, denn der Zauber des Teufels hielt sie zusammen. Ich wußte, daß irgendwann der Zeitpunkt eintreten würde, wo man den alten Sagen und Geschichten nachging und daß jemand kommen würde, der mich befreite…«
»Aber die Gesichter!« schrie Pablo. »Sie sind…«
»Meine Opfer gewesen. Hexen, Quacksalber, Zauberer. Alles, was du dir denken kannst. Ich habe sie damals gejagt, verstehst du? Sie sind mir nicht entkommen, denn Jaime de Toledo war berühmt. Als man mich köpfte und mich versteckte, nachdem der Körper zu Asche verbrannt war, da tauchten sie wieder auf. Nicht als lebende Zombies, nein, als Geister, die nie Ruhe finden würden. Sie blieben bei mir, denn sie waren meine Totenwächter. Hast du gehört? Totenwächter…«
Pablo nickte. »Und dann?«
»Wurde alles anders. Die Zeiten vergingen, die alten Sagen wurden hervorgeholt. Moderne Menschen interessierten sich plötzlich für gewisse Dinge aus der Vergangenheit. So war es natürlich, daß auch meine Geschichte wieder ausgegraben wurde. Ich spürte es, die Geister spürten es, und sie gaben ein Zeichen. Früher war dieses Gebiet öd und leer, aber heute wohnen hier Menschen, in Häusern aus Stein. Man kann die Geister nicht töten. Wo sie einmal sind, da

blieben sie auch, und sie stiegen, um auf sich aufmerksam zu machen, aus der Tiefe hervor. In der Wand zeichneten sich ihre Gesichter ab. Totenfratzen, grausame Masken, fürchterliche, bleiche Abdrücke, die den Menschen einen gewissen Horror einjagten. Kam da nicht ein Mann, der sich Manuel Menco nannte? Als er eintraf, da spürte ich, daß es soweit war. Es gelang mir, ihn unter meine Kontrolle zu bringen. Die alte Frau, die ihm den Einstieg in mein großes Grab verwehren wollte, war kein Hindernis mehr. Freier Weg zu mir, und Menco ging ihn. Er wußte genau, was er zu tun hatte. Der Schädel brauchte nur einmal gedreht zu werden. Ein halber Kreis, das reichte aus. Die Templer hatten den Bann damals nicht stark genug angebracht, so konnte ich leicht befreit werden und mit mir die Geister. Jetzt bin ich hier, zurückgekehrt aus dem Reich der Toten…«

»Das kann nicht sein, Carmen! Komm wieder zu dir!« Pablo wurde verrückt. Er war als einziger nicht angegriffen worden und mußte sich das Schreckliche anhören.

»Es gibt keine Carmen mehr. Nur noch einen Don Jaime de Toledo. Hast du gehört?«

»Ja, ja, das habe ich. Aber ich werde es nicht akzeptieren. Ich kenne Männer, die…«

»Sprichst du von den Fremden?«

»Jawohl!«

»Sie sind arme Tore, obwohl sie mir hätten gefährlich werden können, das gebe ich zu. Besonders der Blonde hat etwas an sich, das mich an meine Vergangenheit erinnert. Ich habe in ihm etwas gespürt, über das ich noch nachdenken muß. Ich weiß nicht, weshalb es so ist. Aber er ist gefährlich…«

»Leben sie?«

»Vielleicht…«

Pablo Grenada wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Ihm war klar, daß er so leicht gegen den Schädel nicht ankam, aber er wollte seine Frau befreien. Carmen durfte nicht länger unter dem Druck dieses Monsters stehen.

Deshalb ging er vor. »Carmen!« flüsterte er und hielt seinen Blick auf ihr Gesicht gerichtet.

Es wirkte wie eine Maske aus Marmor. Nichts rührte sich in den Zügen. Steif, kalt und tot kam es ihm vor. Schauer der Angst durchrieselten den Wirt. Längst hatte er den mit Wein gefüllten Krug fortgeschleudert. Nur noch einen Sprung, dann hatte er es geschafft.

Er zögerte. Die Gäste mit den bleichen Totenfratzen schauten ihn an. Sie standen im Halbkreis vor ihnen. Manche hatten sich unter die Äste der Bäume gestellt, als wollten sie dort Schutz suchen. Der Zauber verdammte sie zur Bewegungslosigkeit, aber sie würden ihren Herrn und Meister beschützen.

»Bitte, Carmen…«

»Es gibt keine Carmen mehr…« Die Frau bewegte beim Sprechen kaum die Lippen, und Pablo schüttelte den Kopf. Er wußte nicht mehr, wie er diesem Grauen beikommen sollte. Sein Blick irrte durch die Umgebung. Vielleicht war es am besten, wenn er sich eine Waffe besorgte, mit der er den Schädel zerschlagen konnte.

Da sah er den Stein. Er lag unter einem der Tische, die noch stehengeblieben waren. Gäste hatten ihn benutzt, um ihre Beine hochlegen zu können.

Der mußte reichen…

Pablo bückte sich. Mit beiden Händen holte er den Stein zu sich heran. In seinen Augen glänzte es. Vielleicht konnte er den Schädel damit zertrümmern.

Soweit kam es nicht. Plötzlich hörte er die Stimme seiner Mutter vom Haus her.

»Pablo, nimm dies!«

Der Wirt schrak zusammen, drehte den Kopf und sah die Mutter am offenen Fenster stehen.

Mit beiden Händen hielt sie etwas umklammert, das sich seit langer Zeit schon im Familienbesitz befand.

Es war ein schweres Holzkreuz!

***

Rosa Grenada hatte alles mit angesehen und auch mit angehört. Sie stand am offenen Fenster und hatte zunächst nicht gewußt, was sie tun sollte. Zum Glück war der Junge im Bett geblieben. Auch für sie war es schwer gewesen, das alles zu fassen, aber sie gehörte einer anderen Generation an. Diese Menschen hatten sich noch um Dinge gekümmert, über die man als modern denkendes Individuum lachte.

Sie glaubte den Worten, und sie hielt das Kreuz aus dem Fenster.

Das Kreuz hatte den Tod besiegt, jetzt sollte es dafür sorgen, daß auch das Gute gewann.

»Nimm es an dich, Pablo! Es ist deine, meine und auch die Chance deiner Frau!«

Noch zögerte er. Zudem vernahm er das kalte, dumpfe Lachen des Don Jaime. »Was wollt ihr damit? Ich habe damals…«

»Halt dein dreckiges Maul!« brüllte Pablo und lief mit ausgebreiteten Armen auf das Fenster zu.

»Gut, Pablo, gut!«

Er blieb zwei Schritte vor der Hauswand stehen, reckte die Arme hoch, ein Zeichen, daß Rosa etwas tun sollte.

Sie ließ das Kreuz fallen!

Um nicht doch getroffen zu werden, sprang er zurück. Das Kreuz schlug auf, blieb aber nicht stehen und kippte ihm in die

auffangbereiten Arme.
»Danke, Mutter, danke!«
Rosa nickte nach unten. »Und jetzt tu deine Pflicht, mein Sohn. Nimm keine Rücksicht auf Carmen. Sie hat den Teufel im Leib. Das Kreuz wird uns die Freiheit bringen, es wird das Grauen vertreiben.«
Pablo schaute noch einmal hoch zu seiner Mutter. So kannte er sie nicht. Ihr Gesicht sah völlig anders aus. In den Zügen lag eine wilde Entschlossenheit, als wollte sie im nächsten Moment selbst aus dem Fenster steigen und ihm zu Hilfe kommen.
Aber sie blieb oben, streckte den Arm vor und ballte dabei die rechte Hand zur Faust.
Pablo aber drehte sich um. Er kam sich vor wie ein einsamer Kämpfer, der gegen eine wahre Übermacht anzutreten hatte. Die Lippen bildeten einen Strich, so hart waren sie aufeinandergepreßt worden. Flammen schienen aus seinen Augen zu schlagen, ein innerlicher Ruck durchpeitschte ihn, dann setzte er sich in Bewegung.
Niemand tat ihm etwas.
Carmen stand nach wie vor auf dem Tisch, den Schädel mit beiden Händen haltend. Auch die Menschen mit den bleichen Totenfratzen rührten sich nicht. Eine ungewöhnliche Stille hielt den Platz umfangen. Das Gefühl einer drückenden Angst, die alles zusammenpreßte, was in ihre Fänge geriet. Selbst vom Ort her war kein Laut zu vernehmen. Beimez schien eingeschlafen zu sein.
Alles lag wie unter einer gläsernen Glocke verborgen. Die Zeit schien nicht mehr weiterzulaufen.
Pablo drehte sich um. Unter seinen Sohlen hörte er das Knirschen.
Es störte ihn.
In der Drehung noch hob er das schwere Holzkreuz an. Er hatte es mit beiden Händen umfaßt. Es war aus Eiche gefertigt und dementsprechend schwer.
In Höhe der Schienbeine schwebte das Ende des senkrechten Balkens über dem Boden. Pablos Gesicht war völlig ausdruckslos, als er den Tisch ansteuerte.
Auch jetzt noch leuchteten die bunten Birnen in den Girlanden.
Sie bewegten sich nicht, da auch der Wind eingeschlafen war. Nur gaben sie der Szenerie einen ungewöhnlichen Touch.
Bunt paßte einfach nicht…
Zwei Schritte vor Erreichen seines Ziels holte ihn wieder die dunkle Stimme ein.
»Bleib stehen, Pablo!«
Der Bodegero gehorchte und stemmte das untere Kreuzende gegen den Boden. Vielleicht war es ein Fehler. Vielleicht auch nicht, aber er wollte noch einmal mit seiner Frau reden. Vielleicht reagierte sie im Zeichen des Holzkreuzes anders.

»Carmen, ich gebe dir eine letzte Chance! Komm zu dir! Wirf den Schädel weg, dann wird es uns auch gelingen, den Geist des Verfluchten aus deinem Körper zu treiben…«

»Nein!« brüllte sie.

Pablo ging weiter. Was er jetzt tun mußte, konnte leicht dazu führen, daß Carmen nicht überlebte, doch er sah keine andere Möglichkeit.

Da geschah es!

Rosa Grenada und auch ihr Sohn hatten beide die Macht des Hexers Jaime de Toledo unterschätzt. Aus den leeren Augenhöhlen des Schädels schossen die Flammen der Hölle.

Lange Feuerzungen, die sich bewegten wie Fahnen und auf ein Ziel konzentriert waren.

Das Feuer blendete Pablo. Er schloß die Augen, eine innere Stimme warnte ihn davor, das Kreuz noch länger festzuhalten. Er konnte es nicht loswerden und hielt plötzlich ein Flammenkreuz in der Hand, wobei das gellende Lachen seiner Frau das Fauchen des Feuers noch übertönte…

***

Für Suko und mich war es leicht, den Weg zurückzufinden. Die bleichen Kegel der Lampen huschten über das schwarze, blanke Gestein, sie tanzten vor uns her, und schon bald erkannten wir das Ende oder den Beginn, denn das Seil hing noch immer dort.

Suko erreichte es zuerst. Er hielt es schon umfaßt, als er noch einmal den Kopf drehte und mich anschaute. Sein Blick veränderte sich. »John, was ist mit dir?«

»Ich… ich weiß es nicht!« keuchte ich zurück. »Irgendwie fühlte ich mich schlecht …«

»Mach keinen Ärger. Was ist denn?«

Ich hatte nicht gelogen. Fast von selbst kippte ich zurück und lehnte mich gegen die Schachtwand. »In mir, Suko!« flüsterte ich.

»Da ist etwas in mir…«

»Was denn, zum Henker?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber es ist da.«

»John, wir müssen hier raus!« drängte er. »Kannst du klettern?«

»Ja – vielleicht.«

»Los, mach du den Anfang! Wenn es nicht mehr klappt, dann werde ich dich unterstützen.«

Ich nickte meinem Freund zu. Sprechen konnte ich nicht. Ich wußte selbst nicht, was mit mir passiert war. Irgendeine Kraft hielt mich umfangen. Sie war urplötzlich in mir hochgestiegen und hatte aus mir so etwas wie einen anderen Menschen gemacht.

Ich war John Sinclair, aber ich war es zugleich nicht mehr. Die hier unten lauernde Magie trug dafür die Verantwortung. Mein Kopf

schmerzte entsetzlich. Meine Hände zitterten, als ich das untere Ende des Seils umklammerte. Der Weg nach oben würde für mich zu einer Hölle werden.

Ich mußte es versuchen!

Meine Armmuskeln waren schwach. Suko umklammerte meine Hüften und hob mich an. Dann ging es besser. Ich riß mich zusammen, obwohl ich das Gefühl bekam, Fieberschauer würden durch meinen Körper wüten. Ich schwitzte und fror zugleich. Auf der Stirn lag der kalte Schweiß, das Zittern meiner Arm- und Beinmuskeln hörte einfach nicht auf.

Mühsam quälte ich mich hoch. Speichel rann aus meinem Mund, wenn ich Atem holte.

Einige Male schaute ich hoch. Über mir malte sich sehr schwach die Kelleröffnung ab, aber sie schien nicht näher zu kommen. Die Entfernung blieb.

Zweifel überkamen mich, ob es Sinn hatte, überhaupt noch weiter zu klettern.

Wäre Suko nicht gewesen, ich hätte wohl verzagt, doch mein Freund unterstützte mich immer wieder.

Die Minuten dehnten sich. Die Hoffnung löste sich in nichts auf.

Sukos Stimme riß mich des öfteren aus meiner Lethargie. »John, du mußt weitermachen. Reiß dich zusammen! Es ist nur noch ein Stück, verdammt…«

Ich wollte ihm eine Antwort geben, nur ein Keuchen drang aus meinem Mund. Hoffentlich hatte er es trotzdem verstanden.

Der Weg war irgendwann einmal zu Ende. Ich bekam es kaum mit, weil vor meinen Augen Schatten tanzten, die sich zu grotesken Figuren verzerrten. Den Kampf gegen das innere Fieber und gegen die in der Erde lauernde Macht konnte ich einfach nicht gewinnen.

Dann rollte ich mich über den Rand. Ich hörte mich selbst keuchen – oder waren es Schreie?

Jedenfalls schaffte ich es mit Hilfe meines Freundes, aus dem Schacht zu kommen. Ich kroch wie ein Tier über den Kellerboden, nur weg von dieser verdammten Öffnung.

Auf dem Rücken blieb ich liegen, die Augen weit geöffnet, schwer atmend und angstvoll.

Suko kam zu mir. Auch ihm ging es nicht gut. Er hatte sich ziemlich verausgabt.

Neben mir kniete er nieder.

Unsere Blicke trafen sich. »Kannst du noch, John?« fragte er.

»Laß mich ausruhen, Suko. Nur einen Moment, dann… dann geht es besser. In mir steckt …«

»Was steckt in dir?« fragte er, als ich nicht weitersprach.

»Ich fühlte etwas anderes. Bin ich noch John Sinclair?«

Mit der letzten Frage hatte ich Suko dermaßen überrascht, daß er zurückzuckte. »Was sagst du da?«

»Ich… ich habe das Gefühl, nicht mehr John Sinclair zu sein. Da kommt etwas hoch, Suko …« Ich streckte meinem Freund die Arme entgegen. Schweißfeucht waren die Hände. In den Hautfalten hatten sich regelrechte Bäche gebildet.

»Nicht mehr John Sinclair?«

»Ja…«

»Wer dann?«

»Nimm meine Hände, Suko. Fühle, ob alles normal ist!«

Das tat der Inspektor auch. Im gleichen Augenblick durchtoste mich ein wahrer Feuersturm. Ich rollte mich auf die Seite, dann auf den Bauch und blieb so liegen.

Dabei spürte ich Sukos Hände auf dem Rücken. »John, was ist in dich gefahren? Welche Kraft hat diese Höhle bewohnt? Komm hoch, ich…«

»Laß mich…« Meine eigene Stimme war nur mehr ein schwaches Murmeln. Ich wollte auch in Ruhe gelassen werden, denn abermals hatte sich etwas getan. Auf der Brust spürte ich ein Brennen.

Das Kreuz »meldete« sich.

Im ersten Moment dachte ich, es würde in meinen Körper hineindrücken, so ätzend und bissig war der Schmerz, doch es blieb nicht.

So schnell, wie er aufgeflammt war, verschwand er auch wieder.

Und die Kraft kehrte zurück.

In meinem Innern spürte ich eine gewisse Leichtigkeit und gleichzeitig auch ein Wissen, um Dinge, die ich zuvor nicht gewußt hatte.

»Wir haben einen Fehler gemacht«, sagte ich, als ich den Kopf zur Seite drehte, um nicht in den Steinboden zu sprechen. »Wir haben seine Stärke nicht richtig berechnet. Er ist mächtiger, als wir damals angenommen haben.«

»Damals?« fragte Suko.

»Ja«, keuchte ich, »damals…«

»Wie kommst du darauf?«

Ich gab Suko eine Antwort, die er nicht erwartet hatte. »Er… er hat sich mit dem Teufel verbündet. Erst hat er das Böse verfolgt, dann aber war es stärker.«

»Nostradamus?«

Ich lachte. »Ich weiß nicht, ob er Nostradamus war. Er hat es kurz vor seinem Tod gesagt. Der Schädel wurde von uns begraben. Wir haben ihn tief in die Erde hineingebracht und den Körper zuvor verbrannt. Es mußte sein, weißt du? Aber…«

»Rede nicht weiter, John. Du bist…« Suko atmete pfeifend ein.

»Das ist alles so unnatürlich.«

»Was hast du?«
»Steh auf, John!«
Ich hörte die Worte und erhob mich. Es ging langsam, zudem wurde ich von Suko auch nicht unterstützt. Als ich endlich stand, hatte ich das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. In mir war alles anders, als wäre ich selbst eine andere Person.
Ich drehte Suko den Rücken zu und hörte ihn sagen: »Bitte, John, dreh dich um!«
Das tat ich auch.
Er starrte mich an, ich sah in sein Gesicht und bemerkte, wie er den Kopf schüttelte.
»Ist etwas?«
Suko wich vor mir zurück, als wäre ich ein Gespenst. Im Licht der Lampe sah sein Gesicht aus wie angestrichen, bleich und grau zugleich. So hatte ich ihn selten erlebt.
»Deine Stimme, John…«
»Was ist mit ihr?«
»Sie klingt fremd, so anders, obwohl du die gleiche Person bist. Du hast gesagt, wir hätten damals Fehler gemacht. Damals, John, warst du dabei.«
»Ja, ich war dabei!« erklärte ich laut und deutlich. »Ich erinnere mich genau, denn ich habe die Häscher angeführt.«
»Du, John?« schrie Suko.
»Nein, nicht ich – Hector de Valois!«

***

Suko konnte zunächst nichts sagen. Er stierte mich an, dann flüsterte er: »Hector de Valois, der Templerführer, diejenige Person, die du einmal gewesen bist.«
»Das stimmt.«
»Und jetzt?«
Ich öffnete weit meine Augen. »Jetzt bin ich er und John Sinclair. Ich spüre ihn, sein Geist ist in mir. Er ist zurückgekehrt. Er ist in mir wiedergeboren und will mir Hilfe geben. Die Erinnerung, Suko, kehrt zurück, nun weiß ich, wie es früher hier ausgesehen hat. Alles läuft deutlich vor meinen Augen ab. Wir hätten den Schädel vernichten sollen, in ihm war seine Kraft gespeichert.«
»Auch noch heute?«
»Ja, er hat die Geister der Toten auf seine Seite gezogen. Er wird furchtbar wüten, das kann ich dir sagen. Furchtbar, verstehst du? Er ist bereits in der Nähe, er wird…«
»John, bitte…«
»Wir müssen gehen«, sagte ich mit der Stimme des Hector de Valois. »Wir müssen das Grauen stoppen, bevor er sich ausbreiten kann.

Komm endlich, Suko!«
Diesmal machte ich den Anfang und kletterte aus dem Keller.
Suko folgte mir. Ich stand schon in der Küche, als er sich über den Rand der Grube schwang. »Was schaust du dich so um, John?«
»Etwas ist nicht mehr so wie sonst. Es ist einiges passiert. Sie sind nicht mehr da.«
»Wer ist nicht mehr da?«
»Die Toten!« flüsterte ich. »Die Gesichter sind erlöst worden. Menco hat den Schädel befreit und die lange Gefangenschaft aufgelöst. Wir müssen hin.«
»Wohin?«
»Ich spüre den Schädel, Suko. Ich spüre seine Gewalt, sein Grauen, seine Kraft.«
»Im Haus?«
»Nein!« schrie ich, »draußen. Dort, wo das Kreuz in Flammen steht. Mein Gott…«
Ich rannte los, schneller als Suko begreifen konnte!

***

Das Kreuz stand in Flammen!
Noch hielt Pablo es mit beiden Händen. Die vor ihm wabernde Wand verzerrte sein Sichtfeld, so daß er Carmen nurmehr als zitternde Figur erkannte, die hinter der Wand wie ein nicht körperlich existentes Wesen wirkte.
Aber sie war da, und sie hielt den Schädel, aus dessen Augenhöhlen die Feuerzungen geschnellt waren. Feuer, das keine Hitze abgab, das tief in der Hölle geboren war und ohne Qualm zu hinterlassen brannte.
»Das Kreuz wird zerstört!« schrie Don Jaime de Toledo. »Es kann meinen Kräften nicht widerstehen!«
Pablo Grenada wollte es nicht glauben, bis er das harte Knacken des Gebälks vernahm.
Risse zeigten sich im Holz. Das obere Ende kippte plötzlich weg, als hätte jemand mit einem Hammer dagegen gedroschen. Brennend prallte das Holz zwischen Carmen und ihrem Mann zu Boden, wo es zerbrach und als glühende Splitter zur Seite flog.
Der Wirt schleuderte auch den Rest weg. Er wollte es nicht mehr länger halten, und er hörte hinter sich die gebrüllten Worte seiner Mutter. »Sei verflucht, Carmen! Sei verflucht in alle Ewigkeiten!«
Carmen oder Don Jaime de Toledo hatte für diese Worte nur ein hartes Lachen übrig. Sie schreckte kein Fluch, denn sie stand unter dem Einfluß eines mächtigen Dämons.
»Und nun«, sprach sie mit ihrer dumpfen Stimme, »da ich gesehen habe, wie du dich gegen mich gestellt hast, werde ich nicht mehr

länger Gnade walten lassen. Du sollst den Weg gehen, den alle meine Feinde gehen werden, Pablo Grenada. Ich werde mein Regiment des Schreckens fortführen, und zwar mit deinem Tod!«

»Noch nicht, Don Jaime de Toledo!« rief eine andere, Pablo fremd vorkommende Stimme.

Er drehte sich um.

Unter den Bäumen stand der blonde Engländer. Und er hielt in seiner Hand das Silberkreuz. Aber auch er sprach mit einer fremden Stimme, die Pablo noch nie gehört hatte.

Dafür bekam er von Carmen die Erklärung. »Hector de Valois?« brüllte sie, »sei du auch verflucht, du Hund…«

***

Ich hörte die Worte und konnte nur darüber lächeln. Die Phase der Schwäche war endgültig vorbei. Jetzt spürte ich in mir die Kraft meines Vorfahren, die mich sicher an das Ziel geleiten würde. Was Hector de Valois damals verkehrt gemacht hatte, würde ich in einer anderen Zeit zu berichtigen versuchen.

Wenn es eine Person gab, vor der sich selbst ein Mann wie der Hexer von Toledo fürchtete, dann war es Hector de Valois. In mir war er wiedergeboren worden, auch er hatte damals das Kreuz besessen, es gegen den Hexer wohl nicht eingesetzt, das wollte ich ändern.

Nur hatte der Hexer es diesmal geschickt angestellt. Sein verfluchtes geisterhaftes Dasein hatte den Körper einer Frau übernommen, die ihre Kraft aus dem blanken Totenschädel schöpfte.

Das machte mich unsicher.

Wenn ich Toledo vernichtete, mußte ich womöglich auch die Frau töten, die den Schädel nicht herausgeben wollte. Freiwillig würde sie es nicht tun.

Ich hatte bisher ziemlich im Schatten des Hauses gestanden und löste mich nun von ihm.

Die ersten Schritte ging ich noch ziemlich im Dunkeln, dann übergoß mich das bunte Licht einer Girlande.

Und ich sah die Menschen!

Gäste wahrscheinlich, aber wie sahen sie aus! Ihre Gesichter besaßen zwar die menschliche Form, doch ihre Haut war ungewöhnlich bleich geworden. So sahen Leichen aus, die schon einige Zeit in der Erde gelegen hatten und noch nicht verwest waren.

Meine Schritte stockten, denn ich erkannte unter den Menschen ein Gesicht, das ich schon einmal in der Wand gesehen hatte. Sie waren also aus den Wänden und Böden gekommen, um ebenfalls von den Menschen Besitz zu ergreifen. Sie hatten es ihrem Herrn und Meister nachgemacht.

In meinem Innern verhärtete sich etwas. Die wilde Entschlossenheit,

den Schädel zu zerstören, fiel nicht mehr von mir ab. Nur so konnte ich Carmen retten.

Ich schaute noch einmal kurz zurück, weil ich Schritte hinter mir gehört hatte.

Suko war gekommen und hatte die Bodega verlassen. Er ahnte, daß ich das Heft hier in die Hand nehmen mußte. So blieb er stehen, deckte mir den Rücken und wartete ab.

Es kam, wie es hatte kommen müssen. Die Veränderten blieben nicht mehr auf ihren Plätzen stehen. Wahrscheinlich hatte ihnen Don Jaime de Toledo einen entsprechenden Befehl gegeben, mich als ihren Todfeind anzusehen.

Nun setzten sie sich in Bewegung.

Ich hatte oft erlebt, daß Zombies wie Marionetten gingen, die jemand leitete. Das war hier nicht der Fall. Diese Menschen schritten normal, wenn auch ihre Gesichter so fahl, bleich und dann bunt aussahen, als sie in den Schein der Girlanden gerieten.

Sie war waffenlos, in der Masse aber gefährlich, wenn sie gemeinsam angriffen.

Auch Pablo Grenada hatte gemerkt, was die Stunde geschlagen hatte. Er kam mir in die Quere. »Seid ihr denn verrückt!« schrie er seine veränderten Gäste an. »Geht keinen Schritt weiter, ihr…«

Sie ließen sich nicht aufhalten.

Bevor ich eingreifen und Pablo zurückhalten konnte, stürzte er auf sie zu.

Sein Fehler, denn zwei von ihnen rissen gemeinsam einen der schweren Gartentische hoch und schleuderten ihn Pablo entgegen, der nicht mehr ausweichen konnte. Die Hände bekam er halb hoch.

Dann riß ihn die schwere Platte von den Beinen und begrub ihn unter sich. Stöhnend blieb er liegen. Ich konnte mich nicht um ihn kümmern, denn die Veränderten waren wichtiger. Sie ließen sich durch nichts aufhalten. Wenn Hindernisse im Weg lagen, traten sie diese kurzerhand weg.

Ich sprang vor. Auch Suko blieb nicht mehr auf seinem Platz. Als ich die Hand mit dem Kreuz in die Höhe riß und es vor den Gesichtern der Veränderten erschien, sahen diese plötzlich aus wie helles Gummi, an dem gezogen wurde.

Sie verzerrten sich, sie drifteten dabei in die Breite als auch in die Länge.

Schreie klangen mir entgegen. Arme wurden schützend hochgerissen, trotzdem versuchten harte Fäuste noch nach mir zu schlagen. Ich räumte sie zur Seite. Körper flogen weg, auch Suko stand mir bei, dann war der Weg endlich frei.

Feuerstrahlen leckten mir entgegen. Sie drangen aus den leeren Augenhöhlen, umfluteten meine Hände und auch das Kreuz, als

wollten sie es zerschmelzen.

Es hielt dem Feuer stand.

Holz hatte gebrannt, das Metall nicht. Es löschte die Flammen, ich hörte noch das Zischen.

Carmen fluchte.

»Gib auf!« schrie ich ihr entgegen.

Sie hörte nicht. Statt dessen riß sie ihr Bein hoch, um mir einen hochhackigen Absatz ins Gesicht zu rammen.

Ich wich im letzten Moment aus. Der Absatz erwischte mich nur an der Schulter. Zwar nahm meine Kleidung etwas von der Wucht, dennoch tat es verdammt weh.

Dann rammte ich den Tisch um.

Carmen hatte meine Bewegung zwar im Ansatz gesehen, konnte nicht mehr rechtzeitig genug abspringen und fiel rücklings zu Boden. Sie brüllte, als sie aufschlug. Haßtiraden schleuderte sie mir mit ihrer Männerstimme entgegen, aber sie war schnell wieder auf den Beinen.

Doch ich hatte den Schädel aus ihren Händen schleudern können.

Als sie stand, berührte ich ihn mit dem Kreuz.

Plötzlich machte er sich selbständig. Er hätte zu Boden fallen müssen, doch entgegen aller Gravitationsgesetze flog der gelbe Knochenschädel in die Höhe.

Im Nu hatte er die Baumgrenze erreicht. Ich hörte einen Schuß.

Suko hatte gefeuert, ihn aber verfehlt, und wir beide rechneten damit, daß er verschwinden würde.

Wir irrten uns.

Etwas anderes geschah. Wahrscheinlich war mein Kreuz mächtig genug gewesen, um ihm die Magie zu rauben, und genau das Phänomen übertrug sich auch auf die veränderten Gäste.

Die Totengesichter lösten sich!

Es war ein unheimliches und gleichzeitig makabres Schauspiel, das man uns bot.

Die Menschen bewegten sich hektisch. Sie rissen die Arme hoch und Finger krallten sich in die Haut, als wollte sie sie einfach abziehen. Das war aber doch nicht möglich, dafür glitten die Totengesichter weg, und sie wurden zu schemenartigen Gebilden, die niemand mehr aufhalten konnte.

Als hätte sie jemand fortgeschleudert, so jagten sie hinein in die Dunkelheit der Nacht, wo sie dann mit dem grauen Himmel verschmolzen und auch nicht mehr zu sehen waren.

Nur noch der Schädel!

Ich hatte mit einer Flucht gerechnet, aber er blieb über unseren Köpfen schweben.

Die Magie des Kreuzes mußte nicht stark genug gewesen sein.

Ich hörte die Stimme. Mit der gleichen hatte ich auch gesprochen,

nur drang sie jetzt als Flüstern in meine Ohren und war nur für mich zu hören. ›Mach nicht den gleichen Fehler wie damals, mach ihn nicht. Die Formel, du mußt…‹

Ich wußte Bescheid. Während Suko sich um die Menschen kümmerte, sprach ich den schwebenden Schädel direkt an. »Damals hat man dich unterschätzt, heute wird es mir nicht passieren!«

Er wollte lachen, ich sah auch, wie sich Carmen Grenada spannte, da rief ich die Aktivierungsformel:

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

***

Hörte ich den Schädel schreien – oder war ich es? Ich konnte es nicht herausfinden, denn eine Lichtbahn jagte gegen den gelben Totenkopf und hüllte ihn ein.

Plötzlich waren die Flammen da. Sie leuchteten bläulich, an den Spitzen gelb. Der Schädel brannte mitten in der Luft, aber verbrannte nicht. Er veränderte sich nur.

Aus den Knochen stieg Rauch, und dieser Rauch setzte sich wie ein Klebstoff um den knöchernen Kopf, so daß sich etwas bilden konnte, das wie ein Gesicht aussah.

Es war das ursprüngliche Gesicht des Don Jaime de Toledo, den man den Hexer genannt hatte.

Ein bärtiges Gesicht mit finsteren Augen, einem breiten Mund und hochstehenden Wangenknochen. Die Haare lagen flach auf dem Kopf. Sie wirkten wie angeleimt.

Das Gesicht lebte. Es verzog sich. Qual zeichnete sich in den Zügen ab. Schreie drangen jetzt aus seinem Maul und nicht aus dem Mund der Carmen Grenada.

»Satan…«

Ein irrer, widerlicher Laut, doch der Teufel erhörte ihn nicht.

Meine Gegenkraft stand dazwischen, die Macht des Lichts, und sie war stärker als die Hölle.

Wie ein Stein fiel der Kopf nach unten, klatschte dicht vor meine Füße und zerbröselte zu feinem, graubraunen Staub.

Den Hexer von Toledo gab es nicht mehr.

»Endlich«, hörte ich mich selbst sagen, und ich sprach dabei wieder mit meiner normalen Stimme…

***

Diese Nacht würde keiner der Anwesenden vergessen. Aber so schrecklich sie auch gewesen sein mochte, sie hatte trotzdem einen großen Vorteil besessen. Nur ein Mensch hatte bei diesem Fall sein Leben verloren, das zählte doch mehr als alles andere.

Es gab nur einen Verletzten.

Suko hatte den Wirt auf ein Zimmer gebracht und ins Bett gelegt, wo

Carmen neben ihrem Mann stand. Sie hatte ihn zusammen mit ihrer Schwiegermutter verbunden, die Wunde am Kopf blutete doch stark.

Wahrscheinlich würde es bei einer Gehirnerschütterung bleiben, und die war schnell auskuriert.

Als ich das Zimmer betrat, drehte sich Carmen um. Sie wich meinem Blick aus und starrte gegen die Wand.

Ich legte eine Hand auf ihre Schulter. »Was haben Sie, Señora Grenada?«

»Ich schäme mich«, flüsterte sie zurück und verkrampfte sich dabei.

»Das brauchen Sie nicht.«

»Doch, ich habe mich benommen wie…« Sie hob die Schultern.

»Genau erinnere ich mich nicht mehr daran, aber…«

»Vergessen Sie es! Sie waren nicht mehr Sie selbst, wie auch die meisten von uns.«

»Vielleicht. Ich… ich konnte auch nichts machen. Plötzlich war alles anders. Ich kam mir vor, als würde ich in einer anderen Zeit stehen. Wie ist das möglich?«

»Denken Sie nicht darüber nach, Carmen, es lohnt sich einfach nicht. Nehmen Sie das Leben so, wie es ist. Bleiben Sie bei der Familie, bei Ihren Gästen, und lassen Sie das Loch in der Küche zumauern.«

Carmen erschrak. »Meinen Sie, daß die Gesichter wieder zurückkehren werden?«

»Nein, die nicht mehr, das schwöre ich Ihnen.«

Plötzlich lächelte sie. »Wenn Sie das sagen, Señor Sinclair, glaube ich es Ihnen…«

»Das freut mich.«

Bevor ich mich versah, umschlang sie mich und preßte ihre vollen Lippen auf meinen Mund. »Das ist meine Art, jemandem danke zu sagen«, flüsterte sie.

Ehrlich gesagt, ich hatte nichts dagegen einzuwenden…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 088 »Mein Flirt mit der Blutfrau«